Staat... Bibliothek
Regensburg
Germ. 207/1

Novellenkranz

Germ. 207.

G. ... 20

C

Zur
königl. Bibliothek
in
Regensburg.

144

NOVELLENKRANZ
deutscher
Schriftsteller.

1ter Band.

Das
Haus Coligny
von
Fr. Klusmann.

REGENSBURG

Verlag von J. S. Reitmayr.

1832.

Das Haus

COLIGNY.

Historische Novelle

aus der

zweiten Hälfte des sechszehnten

JAHRHUNDERTS

von

Fr. Klusmann.

Regensburg

Verlag von I. S. Reitmayr

1832.

Das Haus Coligny.

Historische Novelle
aus der
zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts
von
Friedrich Klusmann.

Historische Einleitung.

In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volkes, und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidiger, weil jeder Einzelne aus freier Wahl die Parthei ergriff, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidigter, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. — Aber dreimal schrecklicheres Loos, wo sich religiöse Schwärmerei mit Partheigeist gattet, und die Fackel des Bürgerkrieges sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet.

Schiller.

Das begeisternde Licht der Wahrheit, obgleich von gar vielen Wolken des Irrthums und der Schwärmerei noch umhüllet, goß, im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, dennoch erleuchtend und erwärmend seine erquickenden Strahlen über das deutsche Reich aus. Nicht aufgehalten von dem alten Vater Rhein, strömte es auch in das ewigbewegte Frankreich hinüber,

beschäftigte die Herzen vieler guten Katholiken und machte sie irre und wankend in dem Glauben ihrer Väter. Und als nun auch von der Schweiz aus allgewaltig die Stimme der Reformatoren ertönte, griff die neue Lehre, zuerst geheim und dann öffentlich schnell um sich, und zählte bald viele Verehrer. Mochten auch König Franz der Erste, und sein Sohn Heinrich der Zweite, mit Feuer und Schwert gegen sie wüthen, zu vertilgen waren sie nicht mehr; denn je ärger sie verfolgt wurden, desto hartnäckiger bestanden sie auf ihren Meinungen, desto größer wurde die Zahl ihrer Anhänger. Unter allen Ständen, in der nächsten Umgebung des Hofes, im Königshause selbst, verbreiteten sich die Freunde der neuen Lehre. König Franzens Schwestern, die geistreiche Königin Margaretha von Navarra war derselben hold gewesen; ihre Erbtochter Johanna von Albert und deren Gemahl Anton von Bourbon, so wie der Prinz Ludwig von Condé wandten sich entschieden ihr zu; die beiden letzten jedoch mehr aus politischen Gründen, als aus reiner Ueberzeugung. Denn es war nach dem schnellen Tode König Heinrich des Zweiten, der Scepter in die schwachen Hände des Jünglings Franz des Zweiten, seines

erstgebornen Sohnes, und nach dessen frühzeitigem Hintritt, an den zweitgebornen, den noch unmündigen Karl den Neunten gekommen, unter deren Namen die Prinzen von Lothringen Guise eine vorherrschende Gewalt ausübten, ja offenbar nach der ausschließenden strebten, dadurch aber die Eifersucht anderer ehrgeizigen Häupter, selbst der Königin Mutter, der ränkevollen Katharina von Medicis, vor allen aber der Prinzen vom Geblüt entzündeten. Da nun die Guisen zugleich die Fahne des Katholicismus erhoben, theils aus Glaubenseifer, theils aus Politik, um durch die Anhänglichkeit der Mehrheit des Volkes sich zu stärken, so erklärten die Prinzen vom Geblüt, aus ähnlicher Politik, sich als Beschützer der Reformirten, um dagegen die Hülfe dieser schon längst und heftig gereizten, durch Entschlossenheit und moralische Kraft furchtbaren Parthei zu erlangen. Zu diesen gehörte auch der Admiral Coligny, das Haupt des edlen Geschlechtes Châtillon, welches seinem Wappen nach zu urtheilen — einem silbernen Adler im rothen Felde — von den ältesten burgundischen Grafen abstammte. Schon im Jahre 1559 erschien er unter den Mißvergnügten, als sie sich zuerst zu Vendôme und bald darauf zu

la Ferté-sous-Jouarre versammelten, und redete sie mit vieler Kühnheit an: „Frankreich," sagte er, „ist mit Leuten angefüllt, welche der neuen „Lehre huldigen. Alle Verfolgung und Strafe „hat nichts gegen sie vermocht, ihre Bekenner „vielmehr zur Wuth und Verzweiflung gereizt. „Es fehlt ihnen aber ein Anführer. Einen sol„chen können sie in unserer Mitte, wir aber „bei ihnen die Kräfte, die unsere Parthei furcht„bar machen sollen, finden, denn ihre Feinde, „der Herzog von Guise und der Kardinal von „Lothringen, sind auch unsere Feinde. Der „Krieg, wenn er einmal geführt werden soll, „wird hiedurch zu einer Gewissenssache, zu ei„nem Religionskriege!" Diese muthigen und klugen Worte thaten die gewünschte Wirkung, alle Anwesenden gaben ihren ungetheilten Beifall laut zu erkennen; sie durch die That zu bekräftigen, bekannte er sich offen zur reformirten Kirche. Vor ihm waren schon seine beiden Brüder, Franz von Coligny, Herr von Andelot und Odet von Coligny, Kardinal von Chatillon, jener aus innerer Ueberzeugung, dieser aus Liebe zur schönen Isabella von Hauteville, zur neuen Lehre übergetreten. 1560 folgte der Prinz Ludwig von Condé seinem Beispiele.

So suchen die Großen der Erde, selbst die Bessern und Besten, die Religion oft nur zu ihren irdischen Zwecken zu benutzen, und das Volk am Gängelbande des Glaubens zu leiten. Denn der Admiral Coligny, von den Guisen unversöhnlich und tödtlich gehaßt, that diesen Schritt offenbar nur aus Politik, obgleich er schon früher Gelegenheit gehabt hatte, die neue Lehre kennen zu lernen, aber doch nicht bis zur Ueberzeugung von ihrer Vortrefflichkeit gelangt war. Er, der als muthiger Kriegsheld und weiser Staatsmann gleich bewunderungswürdig in der Geschichte glänzt, wurde nun aber auch, vermöge seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit, gereiften Einsicht und ruhigen Entschlossenheit, die Seele seiner Parthei. Seinen erhabenen Sinn vermochten selbst die härtesten Schläge des Schicksals nicht zu beugen, seine Kraft konnten keine Unfälle brechen. Nie stand er größer und furchtbarer seinen Feinden gegenüber als im Unglück. Ihm, der starken, unverwüstlichen Eiche der Erfahrung, an welcher sich der jugendliche Feuereifer der Prinzen von Bearn und Condé, gleich zarten Sprossen emporrankte, hatten die Guisen den Untergang geschworen.

Um diesen Zweck zu erreichen schloß der

Herzog Franz von Guise mit dem Marschall von St. André und dem Konnetable von Montmorency ein feierliches Bündniß, das Triumphirat genannt. Sie bemächtigten sich der Person des jungen Königs, herrschten durch ihn über Frankreich und nöthigten auf diese Weise die Königin Mutter, die ehrgeizige und heuchlerische Katharina von Medicis, die durch ihre geheimen Ränke die Partheien zusammen zu hetzen suchte, um beide zu beherrschen und zu verderben, sich für sie zu erklären.

Beide Theile, nunmehr mit Streitkräften hinlänglich versehen, harrten nur eines Anlasses, um sich miteinander im offenen Kampfe zu messen. Diesen gab 1562 das Blutbad zu Vassi, einer kleinen Stadt in der Champagne. Der Herzog von Guise kommt nämlich auf seiner Rückreise nach Paris, durch diesen Ort, und läßt daselbst, nicht weit von einer Scheune, in welcher die Reformirten ihren Gottesdienst halten, Messe lesen. Einige aus seinem Gefolge fangen vorsätzlich Streitigkeiten mit den Reformirten an, von Schimpfreden kommt es bald zu Schlägen und Blutvergießen. Der Herzog von Guise eilt herbei den Tumult zu stillen, ein Steinwurf ver-

wundet ihn im Gesichte, dieß erbittert seine Leute so sehr, daß sie in die Scheune brechen, über sechzig Menschen tödten und noch mehrere, nebst dem Prediger, verwunden. Hierauf zerstören sie die Kanzel, zerschlagen die Bänke und zerreißen die Bibel, ohne vom Herzog daran gehindert, oder nachher dafür bestraft zu werden.

Diese Gräuelthat wurde die Losung, alle bis jetzt noch gezähmten Leidenschaften entfesselt walten zu lassen. Der fürchterlichste der Bürgerkriege brach hierauf aus, in welchem von beiden Religionspartheien die unmenschlichsten Barbareien verübt wurden. Die Geschichte hat die Namen einiger blutgieriger Ungeheuer aufbewahrt, die stets von Mordlust glühten, aus ihren Schlössern Gefängnisse, und aus ihren Dienern Henkersknechte machten. Sie trieben ein gräßliches Spiel mit dem Leben der Menschen und marterten sie langsam zu Tode. Nirgends war Sicherheit, nirgends eine Freistätte gegen Gewalt zu finden. Mit Füßen trat man die Heiligkeit der Verträge und Eidschwüre. Ganze Besatzungen, die sich auf militärische Bedingungen ergeben hatten, wurden schonunglos niedergehauen und ihre Anführer ohne Erbarmen gemordet. Die Jahrbücher ei-

niger französischer Städte sind, zur ewigen Schande des damaligen Zeitalters, voll von Beispielen der Unmenschlichkeit, die sich unter den mannigfaltigsten Gestalten geäußert hat. Durch langsames Foltern verlängerte man die Qualen der Unglücklichen. Väter und Männer wurden in den Armen ihrer gemißhandelten Töchter und Frauen ermordet; Weiber und Jungfrauen mit viehischer Wuth geschändet; ehrwürdige, in obrigkeitlichen Aemtern stehende Greise zu Tode gemartert, und zuletzt zur Verhöhnung aller Menschlichkeit geschleift, zerfleischt und zerrissen. Kurz jede nur erdenkliche Grausamkeit verübte man mit bestialischer Wuth an einander.

Dieses jämmerliche Verfahren betraf hauptsächlich die Reformirten, die aber freilich Anfangs durch Zerstörung der Kirchen und Klöster, durch Mißhandlung der Reliquien, der Bilder und anderer Heiligthümer der Katholiken, diese zu solcher Wuth gereizt hatten.

So sind die schrecklichsten und verheerendsten Kriege die, wo Menschen für Meinungen kämpfen; denn in ihrem schwärmerischen Wahnsinne glauben sie nicht sich, sondern einem höhern Wesen zu dienen, und die blinde Religi-

onswuth und rasende Bekehrungssucht verwandelt sie in blutdürstige Ungeheuer.

Dank sey dem philosophischen achtzehnten Jahrhundert gebracht! denn aus ihm ist das jetzige, menschlich-milde und aufgeklärte emporgestiegen. Die Völker fangen an einzusehen, daß der Rechthandelnde auch der Rechtgläubige ist, mag er Christ, Jude oder Mahumedaner seyn; sie lernen begreifen, daß die verschiedenen Religionen nichts anderes, als eben so viele besondere Wege sind, auf denen die Menschen alle Einem Ziele, nämlich der Glückseligkeit entgegengeleitet werden sollen. Wer also zur Beglückung seiner Brüder beiträgt, der wandelt auf dem rechten Pfade und ist dem Höchsten angenehm, mag seine Religion einen Namen haben, welchen sie wolle. Denn der Vernünftige und Tugendhafte allein besitzt den ächten Glauben.

Diese rein-menschlichen Ideen, weche jetzt die Gemüther beherrschen, machen es unserm Zeitalter fast unmöglich, in einem unsinnigen Religionskriege Vernunft und Menschenwürde mit Füßen zu treten, wie dieß leider! in dem unseligen Bürgerkriege in Frankreich geschah. Und gleichwie wir jetzt mit mitleidsvoller Trauer

auf diese Verirrungen des menschlichen Geistes zurückblicken und uns verwundern, daß solche unlautere religiöse Schwärmerei ganze Staaten entzünden konnte: ebenso werden die kommenden Jahrhunderte mit bedauerndem Lächeln auf unsere Zeit herniedersehen und staunend fragen: war es möglich, daß ganze Völker, von politischer Schwärmerei berherrscht, nicht mehr wußten, was sie wollten und was sie konnten? War es möglich, so viele Vernunft und so grossen Unsinn zugleich zu gebären? —

Sechs Jahre des Mordens und Blutvergießens waren bereits verflossen, als 1568 im März der Friede von Lanjümeau, oder der sogenannte kleine Friede eine kurze Ruhe herbeiführte.

Unmittelbar an diesen Frieden schließt sich die nachfolgende Novelle, welche, — nebst noch einigen, etwas später erscheinenden und an diese erste sich anreihenden, Erzählungen, — so eng mit den Begebenheiten dieses Bürgerkrieges verwebt ist, daß eine kurze historische Einleitung zu demselben hier nicht am unrechten Orte war.

Schon war das furchtbare Kleeblatt, der Herzog Franz von Guise vor Orleans,

der Marschall von St. André bei Dreux, und der Konetable von Montmorency bei St. Denis, die beiden ersten meuchelmörderisch und der letzte in der Schlacht gefallen. Der König Anton von Navarra — nachdem er zur Guisischen Parthei getreten — hatte sein Leben bei der Belagerung von Rouen verloren. Aber in Herzog Heinrich von Guise, dem Sohne des Erschlagenen, auf welchem sich das Ansehen und die Leidenschaft, so wie das Talent des Vaters vererbte, erhob die Macht der Katholiken sich furchtbarer und stärker als früher. Denn er wurde nicht nur bald das eigentliche, alleinige Oberhaupt seiner Parthei, sondern ihm zur Seite standen auch sein kluger und gelehrter Oheim, der Kardinal von Lothringen und die Königin Mutter Katharina von Medicis, nebst andern Todfeinden des Hauses Coligny und der Reformirten, und unterstützten ihn mit Rath und mit Streitkräften.

Ueber ein Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, — kurze Unterbrechungen abgerechnet, — verschlang die Wuth der Meinungen und die Schwärmerei des Glaubens, die edelsten und größten Männer Frankreichs und un=

tergrub den Wohlstand dieses gesegneten Landes, bis endlich Heinrich der Vierte durch seine Talente und Tugenden die empörten Gemüther beschwichtigte, und seinem Reiche den langersehnten inneren Frieden wieder schenkte.

Erstes Kapitel.

Arglist und Klugheit, welch ein ungleiches Schwesternpaar! Indem diese den erlaubten Zweck auf Pfaden sich nähert, die von der Rechtschaffenheit gesichert werden, krümmt jene sich auf täuschenden Irrwegen zu Zielen fort, welche sie nie, oder nur zur eigenen Schande erreicht.

Schiller.

Mitten unter den immerwährenden Lustbarkeiten, die zu St. Germain, wo der Hof nach dem Frieden von Lanjumeau residirte, von der arglistigen Katharina von Medicis veranstaltet wurden, brütete diese Dame unaufhörlich über den Untergang ihrer Feinde. Von ihrem Oheime, dem Pabste Clemens dem Siebenten, frühzeitig in allen Feinheiten der betrügerischen italienischen Politik eingeweiht, war sie in der schweren Kunst der Verstellung bald eine Meisterin geworden. Mochte auch ihre Vernunft vom Aberglauben ihrer Zeit gefangen

gehalten werden, ihre rafinirte Schlauheit und ihr unbegränzter Ehrgeiz machten sie doch zu einer der gefährlichsten Feindinnen der Reformirten.

Dieser sogenannte kleine Frieden, welchen sie in der äußersten Bedrängniß abgeschlossen hatte, sollte ihren Freunden eine kräftesammelnde Ruhe gewähren, ihre Gegner aber in einen verderbenbringenden Schlummer einwiegen. Demzufolge schien der Hof sich der Staatsgeschäfte gänzlich zu entschlagen; deshalb jagte ein Vergnügen das andere; sicher wollte man durch diese erkünstelte Thaten- und Geschäftslosigkeit die immer wachen Häupter der Hugenotten machen, um sie ihrem Untergange desto gewisser entgegen zu führen.

Obgleich die Königin Mutter schon lange das schwärmerische Alter, wo die Handlungen der Frauen größtentheils aus den Gefühlen des Herzens entspringen, durchschritten hatte, so verschmähte sie dennoch die sanfteren Freuden ihres Geschlechtes nicht. Auch sah man es ihrem, in der Fülle der Gesundheit prangendem Körper, unterstützt von einer äußerst glänzenden Toilette, verbunden mit einer wahrhaft königlichen Eleganz im Benehmen, gar nicht

an, daß er schon fünzig Jahre von einem ewig=thätigen Geiste beherrscht worden war.

Sie hatte eben eine geheime Zusammenkunft mit dem, ihr in vielen Zügen ähnlichen, seiner gelehrten und unwiderstehlichen Beredsamkeit wegen berühmten Kardinal von Lothringen, Karl von Guise. Diesem, mit ihr ohngefähr in gleichem Alter sich befindenden und in kräftiger Männlichkeit und stolzer Würde auftretenden Prälaten, war kein Mittel zu kleinlich, so bald es nur seinen Zwecken entsprach. Erhaben über den Aberglauben seiner Zeit, diente dieser ihm nur dazu, die Gemüther der Menschen nach seiner Willkühr zu lenken.

Zwei solche, gleich herrschsüchtige, gleich ehrgeizige, nach gleichen Grundsätzen gebildete und nach der höchsten Gewalt strebende Charaktere, konnte nur ein geheimes zartes Band in den Schranken der Eintracht erhalten. Dieses Band war um so fester, je feiner die Fäden waren, aus denen es bestand. Aber es mußte auch für sie zu einer unheilschweren Geißel werden, wenn es je reißen sollte.

Beide stützten sich wieder auf zwei, der Eine durch äußere und der Andere durch innere

Würde, gleich wichtige Jünglinge. Der Herrscherstab der Königin Mutter war ihr Sohn Karl der Neunte, der mit einem lebhaften durchdringenden Geiste, die Keime aller guten Eigenschaften in sich trug, die aber von seiner Mutter planmäßig zerstört wurden, um ihn für ihre Zwecke tauglich zu machen. Unaufhörlich wurde ihm die feinste Verstellungskunst als höchste Regententugend angerühmt.

Weit bedeutender und selbstständiger erscheint der Herzog Heinrich von Guise an der Seite seines Oheims. Mit einer männlichschönen Gestalt und mit liebenswürdigen, alle Herzen gewinnenden Sitten, verband er einen lebhaften feurigen Geist und eine erhabene Charakterstärke, die ihn frühzeitig zum Haupt der Katholiken, so wie überhaupt zu einem der größten Männer Frankreichs stempelte. Aber sein unbezähmter Ehrgeiz und seine ungezügelte Herrschsucht mußten früher oder später seinen Fall herbeiführen. Denn die zur höchsten Leidenschaft gesteigerte Herrschsucht dringt oft mit frecher Willkühr in das Heiligthum der Gerechtigkeit, verhöhnt mit trotzigem Uebermuthe deren Kinder, die Gesetze; weckt dadurch aber auch die zu ihren Füßen ruhende Nemesis aus

ihrem Schlummer, welche dann gleich einer unheilschwangern Wolke das Haupt des Frevlers umhüllt und ihn blindlings ins Verderben jagt.

Katharina von Medicis und der Kardinal von Lothringen waren eben darüber einig geworden, alle Streitkräfte des Königreichs in der Stille zu wecken und zu vervielfältigen, dann den günstigen Zeitpunkt abzuwarten, wo ihre Feinde in Sicherheit eingewiegt, mit einem Schlage zu Boden zu schmettern wären: als der König und der Herzog von Guise, die zu dieser geheimen Berathung eingeladen waren, in's Zimmer traten.

„Mein königlicher Sohn," redete Katharina den Eintretenden an, „ich habe Euch zu dieser geheimen Sitzung hieher bitten lassen, um mich mit Euch über wichtige, unser Aller und des Staates Wohl betreffende, Nachrichten zu berathen. Ehe sie dem Staatsrathe und dem Parlamente vorgelegt werden, ist mein Wunsch, wir vereinigten uns zuvor über die zu nehmenden Maßregeln. Mögen dann die mit ihrer Weisheit prunkenden Herren beschließen, was ihnen gut und heilsam dünkt, stimmen

wir nur aus einem Willen und handeln nach einem Grundsatze: so sind wir auch mächtig genug, unsere Beschlüsse, trotz dem Widerspruche des ganzen Staatsrathes und der Kammern durchführen zu können. — Der Prinz von Condé weigert sich noch immer die großen Summen, welche ihm beim Abschluße des Friedens zur Bezahlung seiner deutschen Hülfstruppen vorgeschossen wurden, wieder zu erstatten. Die Statthalter aus den südlichen und westlichen Provinzen des Reiches berichten, daß die Hugenotten sich noch immer nicht entschließen könnten, Montauban, Sancerre und mehrere andere wichtige und feste Städte, deren Räumung im Friedensabschlusse ausbedungen wurde zu übergeben. Ja Rochelle verschloß sogar der königlichen Besatzung, welche eben im Begriff war einzurücken, die Thore. Viele Hugenotten sind, gegen Euer ausdrückliches Verbot, in die Dienste des Prinzen von Oranien getreten. Mit diesen offenbaren Verhöhnungen der Majestät verbinden sie noch die unverschämtesten Forderungen von der Welt, beklagen sich über Kleinigkeiten und schreien über Verletzung des Friedens, sie, welche die ersten und unerläßlichsten Bedingungen desselben mit frevelhafter Anmaßung verspotten."

„Par la mort Dieu!“ fuhr der König mit seinem gewöhnlichen Schwure, wenn er zornig war, auf. „Die Anstifter dieser Unverschämtheiten sind leicht zu errathen, aber alle Macht des Königreichs soll aufgeboten werden, diese Unruhstifter zu zermalmen, und dazu fertige man sogleich die gemessendsten Befehle aus. Ihr, Herzog, übernehmt mit meinem Bruder Anjou und dem Marschall Tavennes die Führung des Heeres. Recht hat der Herzog Alba, solch hohe Köpfe sind einem Staate gefährlich, mit List und Güte ist weiter nichts gegen sie auszurichten, man muß Gewalt gegen sie brauchen.“

„Euer Majestät haben mir aus der Seele gesprochen,“ erwiderte der Herzog von Guise. „Man sammle schnell und in der Stille ein bedeutendes Heer, falle über sie her und treibe diese Hugenotten über die Gränze oder vernichte sie.“

„Wohl bin auch ich Eurer Meinung, mein königlicher Sohn,“ bemerkte Katharina mit Schlauheit, „aber ich dächte, wir handelten nicht so rasch, sondern bewilligten ihnen vielmehr so viele Forderungen als unsere Würde nur immer uns erlaubt ihnen zu gestatten.

Wir gewinnen dadurch nicht nur die nöthige Zeit zu unsern kriegerischen Vorbereitungen, sondern steigern auch so den frechen Uebermuth unserer Feinde, die dann in ihrer rasenden Verblendung sich um so gewisser ins Verderben stürzen."

„Dieß ist ein weiser, auf Erfahrung gegründeter Rath, den Ihre Majestät so eben aussprachen," begann jetzt der Kardinal von Lothringen, der schweigend und aufmerksam die Meinung Aller angehört und in ihren Mienen die Wahrheit ihrer Worte zu lesen gesucht hatte. „Wahr ist's, Ruhe wird dieses Reich nie beglücken, so lange Männer in demselben leben wie der Prinz von Condé und der Admiral Coligny. Das königliche Blut, welches in den Adern des Prinzen von Condé strömt, giebt den Hugenotten Ansehen und Gewicht und adelt ihre verbrecherische Empörung in der Meinung und in den Augen der Völker. Aber dennoch wären sie ein geistloser Körper, nicht fähig sich selbst zu regieren, noch viel weniger uns auch nur den geringsten Widerstand zu leisten, wenn ihnen nicht ein Mann, wie der Admiral Coligny den lebendigem Odem einhauchte. Furchtbar steht er uns gegenüber im Glück, furcht-

barer und unüberwindlicher im Unglücke. Wäre es daher nicht gut, wäre es nicht weise gehandelt, dieses hervorragende Haupt niederzuschmettern? Von einer Schaar wachsamer und mißtrauischer Freunde umgeben, ist er mit offener Gewalt nicht zu bezwingen, allein mit Schlauheit und List läßt sich sein Untergang herbeiführen. Man lasse kein Mittel unversucht, welches dem Zwecke entsprechen könnte. Findet kein Gift, kein Dolch glücklich den Weg zu seiner Brust, so suche man ihn durch zuvorkommende Freundlichkeit, durch Zutrauen und durch Gnadenbezeugungen aller Art so zu kirren, daß er sich uns selber in die Hände liefern muß, oder sich doch wenigstens an einen solchen Ort hinbegiebt, wo wir uns seiner Person lebend oder todt versichern können. Ist er nur erst vom Schauplatze abgetreten, so finden sich tausend Gründe, dieses Verfahren vor der Welt zu rechtfertigen. Denn eine glücklich ausgeführte That, die über die Gesetze erhaben ist, setzt durch ihr Gelingen sich selbst die Krone der Rechtskräftigkeit auf."

„Obgleich Eure gereifte Erfahrung, Herr Kardinal, uns mit weiser Beredsamkeit die unfehlbarsten Mittel zur Vertilgung unserer Feinde

genannt hat:“ — erwiederte der König, in dessem Innern die Stimme der Gerechtigkeit und die noch nicht völlig erstickte Herzensgüte sich zu regen anfing, im ruhigen Tone, — „so dünkt es mich doch weit königlicher und ehrenvoller, die Rebellen mit dem Schwerte in der Hand zu züchtigen, als rücklings zu überfallen, oder sie den Dolchen der Meuchelmörder zu überliefern, denn beides würde Furcht und Schwäche verrathen. Doch stimme ich in so weit Eurem Rathe bei, daß nichts übereilt werden darf. Das Heer muß in der Stille in einen solchen Zustand gesetzt werden, daß wir die Hugenotten, wenn sie noch länger in ihren thörichten Anmaſſungen beharren sollten, zwingen können, die Bedingungen des Krieges zu erfüllen.“

Eben wollte die Königin Mutter das Wort wieder nehmen, als eine lange, hagre, auf morgenländische Weise in ein weites Gewand gehüllte Gestalt durch ihr Eintreten sie unterbrach. Scharfe, finstere Züge, die einen, an tiefes Nachdenken gewöhnten Geist verriethen, und ein großer, dunkler Bart, gaben der ganzen Figur ein überaus unheimliches, ehrfurchtvolles Grauen erweckendes Ansehen. Es war dieß

Kosmus Ruggieri, ein Italiener, Astrolog und Vertrauter der Königin Mutter. Er berichtete der Versammlung, ein Korse, Namens San Pietro, sey im Vorzimmer und begehre sehr dringend vor Seiner Majestät erscheinen zu dürfen. Er habe etwas sehr Wichtiges, das Wohl des ganzen Staates Bezweckendes dem Könige mitzutheilen. Alle waren sichtbar von der Keckheit dieses Mannes überrascht, denn der Ruf seiner Thaten und Verbrechen war schon bis zum Throne gedrungen.

Dieser San Pietro, aus Bastia auf der Insel Korsica gebürtig, hatte mit der Muttermilch den tödtlichsten Haß gegen die Genueser eingesogen. Von Kindheit an führte er die Waffen wider sie, und war wegen seiner Tapferkeit, unternehmenden Entschlossenheit und Kriegswissenschaft einer der gefährlichsten Feinde der Republik. Durch seiner Thaten Ruhm und kriegerischen Schönheit erwarb er sich das Herz der Tochter des Vicekönigs, der schönen und reichen Vanina Ornano, die er, trotz seiner dunklen Herkunft, zur Gemahlin bekam. Bei solch vortheilhaften Umständen hätte San Pietro in Ruhe und Zufriedenheit leben können, wenn ihm seine Phantasie nicht unaufhörlich Ra-

chegeister vorgezaubert hätte, die unter den Genuesern aufständen, um in seinem Blute ihre Niederlage zu sühnen. Fest bildete er sich ein, sie würden ihm nie seine Siege über sie verzeihen können. In der Beunruhigung seiner Seele, und von neuen kühnen Entwürfen gehoben, floh er mit seiner Familie nach Frankreich. Während des vorigen Krieges hatte er dem Hofe mit vielem Glück gedient, behielt aber immer sein früheres Ziel, sein Vaterland von der genuesischen Oberherrschaft zu befreien, im Auge, und verursachte dadurch der Republik manchen empfindlichen Verlust. Ja er unternahm sogar eine Reise nach Konstantinopel, um den Großsultan zur Absendung einer Flotte, wider sie, zu bewegen. Die Genueser, welche von allen Schritten dieses ihnen so gefährlichen Mannes Kunde einzogen, benützten diesen Zeitpunkt, schickten Unterhändler an seine in Marseille zurückgebliebene Gemahlin und liessen sie, unter dem Versprechen, daß sie ihre eingezogenen Güter zurückbekommen sollte, zur Heimkehr in ihr Vaterland, mahnen. Man schmeichelte ihr auch mit der Hoffnung, sie würde durch dieses Zutrauen die Begnadigung ihres Mannes bewirken. Die leichtgläubige Vanina läßt sich wirklich bereden, schickt ihr Hausgeräthe

und ihren Schmuck voraus, und begiebt sich mit ihren Kindern auf die Reise nach Genua. Ein Freund ihres Mannes erfährt noch frühzeitig genug die ganze Begebenheit, nimmt rasch ein Schiff, setzt der Flüchtigen nach, holt sie ein, bringt sie nach Frankreich zurück und übergiebt sie der Aufsicht des Parlaments zu Aix. San Pietro, von Konstantinopel zurückkommend, erfährt das Vorgefallene, geräth in den heftigsten Zorn und stößt einen seiner Bedienten, der um den vereitelten Entwurf seiner Gemahlin gewußt, und sich ihr nicht widersetzt hatte, sogleich nieder. Dann begiebt er sich nach Aix und fordert die Auslieferung seiner Gemahlin. Das Parlament will diesem Rasenden, von dem es das Schlimmste befürchten mußte, nicht willfahren. Als aber Vanina, über alle kleinliche Furcht erhaben, selbst auf die Wiedervereinigung mit ihrem Manne besteht, so willigte man endlich in sein Begehren und ließ Beide nach Marseille abreisen. In ihrer Wohnung daselbst angekommen, erneuerte sich die ganze Wuth des San Pietro beim Anblick seines leeren Hauses. In der tiefsten Unterwürfigkeit und Ehrfurcht, die er nie gegen seine vornehme Gemahlin aus seinem Benehmen verschwinden ließ, warf er ihr das Vergehen vor, und

erklärte ihr unumwunden, daß die Verrätherei nur durch ihren Tod gebüßt werden könne. Sogleich erhalten auch zwei Sclaven den Befehl von ihm, dieß unmenschliche Urtheil an ihr zu vollstrecken. Vanina, keine Rettung vor sich sehend, bittet ihren Gemahl um die einzige letzte Gunstbezeugung, sie nicht durch die Hände solcher gemeinen Menschen tödten zu lassen, sondern dieses gräßliche Werk selbst zu vollbringen. Sie hoffte ihn dann noch zu rühren und sich zu retten; allein sie täuschte sich schrecklich. Nachdem sich die Sclaven entfernt hatten, warf er sich ihr zu Füßen, flehte in den demüthigsten Ausdrücken um Verzeihung, daß das Unvermeidliche geschehen müsse, ließ sie Abschied von ihren Kindern nehmen, weinte mit ihr über die traurigen Unterpfänder ihrer Zärtlichkeit, warf ihr dann einen Strick um den Hals und erdroßelte sie mit eigenen Händen.

Dieser Mann war es, der, auf große wichtige Unternehmung sinnend, gekommen war, dem Hofe seine Dienste auf's neue anzubieten. Der König war nicht geneigt einen solchen Menschen vorzulassen, obgleich seine Mutter und der Kardinal es gewünscht hätten. Der König, diesmal seine Würde behauptend, be-

fahl, den San Pietro abzuweisen. Kaum aber hat der Astrolog diesen Befehl ausgerichtet, so drängt sich San Pietro mit vieler Kühnheit in den Saal, stellt sich vor die Versammelten, reißt sein Gewand auf und zeigt seine mit Narben bedeckte Brust, indem er ausruft: „Mögen Euer Majestät mein Eindringen nicht als eine Verhöhnung Eures Befehles betrachten, nein, das soll es wahrlich nicht seyn, sondern ich will vielmehr dadurch, daß ich meine Kräfte hier vor dem Throne niederlege, Euch meine tiefste Verehrung bezeigen. Seht diese Narben auf meiner Brust sind Trophäen, die ich in den Schlachten Eurer Majestät ärndete; sie mögen für mich reden und zugleich Bürgen meiner künftigen Thaten seyn. Wohl weiß ich, daß man mich einen Verbrecher nennt, weil ich meine Gemahlin für ihren Treubruch bestrafte. Aber was nützt wohl dem Könige und dem Staate das gute oder schlimme Verständniß des San Pietro mit seiner Frau? Wohl aber sind die Dienste eines Mannes, wie ich bin, in dieser stürmeschwangeren Zeit nicht zu verachten. Ich erbiete mich die Todfeinde Eurer Majestät, namentlich den Prinzen von Condé und den Admiral Coligny, in Eure Hände zu liefern, wenn mir die nöthige Unterstützung nicht ver-

sagt wird. Sie haben Gott und dem Vaterlande die Treue gebrochen, auch sie verdienen deshalb, eben so gut, wie meine Gemahlin, Bestrafung, und ich bin entschlossen, sie dieser Verrätherei wegen der Züchtigung zu unterwerfen. Ich bin genau unterrichtet, daß der Prinz von Condé die Feier seines Namensfestes dazu benützen will, sich mit den Häuptern der Hugenotten auf seinem festen Schlosse Noyers in Burgund, über wichtige Angelegenheiten zu berathen. In einigen Tagen, wo das Fest selbst einfällt, werden alle seine Freunde und Vertrauten um ihn her versammelt seyn. Wird mir nun die Vollmacht ertheilt, die Streitkräfte dieser Provinz zu meinem Vorhaben verwenden zu dürfen, und bekommt der Staathalter von Burgund, der tapfere und unternehmende Marschall von Tavannes, den Befehl, mich mit seiner Kriegs-Macht zu unterstützen: so hebe ich die ganze Versammlung auf und liefere die Feinde des Staates und der Religion Alle auf einmal in die Gewalt Eurer Majestät.“

„Eurer Unverschämtheit habt Ihr's zu danken, daß ich Euch nicht für Eure Frechheit bestrafen lasse,“ — antwortete der König mit unterdrücktem Zorne, indem er sich von seinem

Sitze erhob. „Wißt," fuhr er fort, „ich unterhalte keine Gemeinschaft mit Verräthern und Meuchelmördern. Sucht sobald als möglich die Gränzen meines Königreichs hinter Euren Rücken zu bekommen, man könnte Euch sonst zur Rechenschaft Eurer Thaten ziehen." Dann wandte er sich mit folgenden Worten freundlich zum Herzog von Guise: „Kommt Herzog, laßt uns in der freien Natur und in fröhlicher Gesellschaft die ernsten verdrüßlichen Staatsgeschäfte zu vergessen suchen. Ueberlassen wir es meiner königlichen Mutter, das Beste des Reiches zu bedenken, mag sie mit dem Kardinale, Eurem Oheime, erwägen, was gut und heilsam ist und uns das Resultat ihrer Ueberlegung mittheilen, wenn es reif ist. Kommt!" Mit diesen Worten verließ der König, in Begleitung des Herzog's von Guise, den Saal.

Als der König abgetreten war, entließ der Kardinal den San Pietro mit folgender Erklärung: „Eure Unerschrockenheit, mein tapferer Signor San Pietro, bürgt mir dafür, daß die Heftigkeit des Königs Euch nicht abschrecken wird, zum Besten der Religion und des Staates nach Eurer weisen Einsicht zu handeln. Ich erwarte Euch morgen in der Frühe bei mir, um das, was Ihr zu unternehmen gesonnen seyd,

Staatl. Bibliothek
Regensburg

nochmals ausführlich von Euch zu hören. Ich werde mit Ihrer Majestät, der Königin den Fall genau überdenken und bin dann vielleicht im Stande, Euch eine Antwort zu ertheilen, die einem Manne, von Eurer Charakterstärke angenehmer klingen wird, als die, welche Ihr so eben aus dem Munde Seiner Majestät vernommen habt. Begebt Euch bis dahin in den Schutz des Astrologen Kosmus Ruggieri."

Nach diesen Worten reichte der Kardinal der Königin Mutter seinen Arm und führte sie zu den Lustbarkeiten des Hofes. Hier spielte der König Ball mit seinen Geschwistern, dem Herzog von Guise und einigen ausgezeichnet schönen Damen seiner Schwester, der Prinzessin Margarethe von Valois. Katharina von Medicis suchte stets die reizendsten ihres Geschlechtes an ihrem Hofe zu versammeln, damit die Liebesintriguen dieser Schönen ihren Sohn, den König, von ernsten Staatsgeschäften abziehen möchten. Sinnliche Liebe sollte das Mittel seyn, das Scepter seinen Händen zu entwinden, seinen Geist zu erschlaffen und ihre Herrschaft über ihn zu sichern.

Die Prinzessin Margaretha, in jugendlicher Fülle und reizender Schönheit prangend,

entfaltete alle Grazien jungfräulicher Anmuth bei den mannichfaltigen Bewegungen des Spieles. Dabei unterhielt sie mit dem Herzog von Guise die feinsten, sinnreichsten und witzigsten Scherze, welche dieser geistreiche, herzenbezwingende Jüngling mit der ganzen Fülle seiner unerschöpflichen Laune erwiederte und unvermerkt so sein Bild in das Herz der liebenswürdigsten Prinzessin eingrub. Der Herzog von Anjou, ihr Bruder, welcher später als Heinrich der Dritte den französischen Thron bestieg, sah dem fröhlichen Treiben seiner Geschwister mehr zu, als daß er lebhaften Antheil daran genommen hätte. Ihn belustigten vorzüglich die Witze, die von der muntern Gesellschaft auf seinen jüngern Bruder, den Herzog Franz von Alençon abgefeuert wurden, dessen unansehnliche Figur, verbunden mit einem kleingeistischen, etwas zänkischen Wesen so häufig seinen Geschwistern als Zielscheibe ihres Spottes dienen mußte.

Als die Königin Mutter herzutrat, eilte ihr liebster Sohn, der Herzog von Anjou, in ihre mütterlichen Arme und überhäufte sie mit seinen Zärtlichkeiten. Nach kurzem Verweilen verließ sie jedoch ihre heitern Kinder wieder und zog sich in Begleitung des Kardinals, in

ihre inneren Gemächer zurück, um dort ungestört dem, ihnen von San Pietro gemachten Vorschlag in Ueberlegung zu ziehen. Auch mußten sie Mittel aufzufinden suchen, daß, im Fall der ganze Plan mißlingen sollte, der Verdacht, Schuld an dieser Verrätherei gewesen zu seyn, weder auf sie noch auf den König fallen würde. Und sie grübelten nicht lange umsonst; denn wo sich, so wie hier, Himmel und Erde die Hände zur Ausführung kühner Thaten reichen, da kann von einer Verlegenheit nie die Rede seyn.

Zweites Kapitel.

Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie fest gebunden,
Die aber ist die beste, die sich Fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.
Schiller.

Das Schloß Noyers in Burgund, auf einem sanften mit Reben gezierten Hügel gelegen, im Osten von waldigen Bergen umkränzt, geschützt durch hohe starke Mauern und tiefe Gräben, gewährt seinen Bewohnern Sicherheit gegen jeden plötzlichen Ueberfall. Am westlichen Fuße desselben liegt das Städtchen gleiches Namens, hinter welchem sich in weiter Ferne, jenseits Vermanton, die bedeutenden Waldgebirge der Yonne erheben.

Ganz in der Nähe dieses Schlosses auf einem bebuschten Felsen, von welchem man die ganze Umgegend bequem überblicken konnte, lagerten zwei Wanderer in Pilgerkleidern. Das ungewöhnliche schwärmerische Feuer, welches

dem Jüngern aus den großen schwarzen Augen blitzte, gaben seinem lieblichen Gesichte einen seltenen Ausdruck erhöhter Schönheit. Diese Anmuth in seinen Zügen verbunden mit dem schlanken zierlichen Wuchse seines Körpers, der trotz des weiten Gewandes leicht zu bemerken war, gab ihm ein sehr jugendliches Ansehen, obgleich die Würde und der feierliche Ernst auf seiner Stirne auf ein Alter von dreißig Sommern schließen ließ. Seine muntern Augen überflogen die herrliche Gegend und labten sich an dem majestätischen Farbenspiele, welche die sich ihrem Untergange nahende Sonne in den, am westlichen Himmel sich aufthürmenden Wolken, hervorzauberte. Ihm zur Seite ruhte sein in tiefes Nachsinnen versunkener Gefährte, der etwa um die Hälfte älter seyn mochte, als er. Zu den Füßen Beider lag ein großer Jagd- und Fanghund und schien zu schlummern; nur von Zeit zu Zeit hob er den Kopf in die Höhe und schnupperte die vorüberwehende Luft prüfend ein.

„Oheim," redete der jüngere Pilger den älteren an, „Ihr werdet Euch erinnern, was Ihr mir gelobt habt, und da Ihr wißt, wie viel mir an der Bewahrung meines Geheimnisses liegt, so versprecht mir nochmals, mich

immer Euren Neffen Montbel zu nennen; ich sage immer, wir mögen in Gesellschaft oder allein seyn.

„Recht gern verspreche ich Euch Alles, was Ihr wünschet, schöne Gräfin, — lieber Neffe, wollt' ich sagen," erwiederte Jener. „Hier reiche ich Dir die Hand als Unterpfand meiner Verschwiegenheit; nie enthülle ich Dein Geheimniß, bis Du selbst für gut finden wirst, den Schleier zu heben, den Du darüber ausgebreitet hast. Kann ich auch in mancher Hinsicht Dein Thun nicht loben, so muß ich doch Deinen Muth bewundern, der Dich antreibt, dem Befehle Deines Oberherrn zu trotzen, um nach Deiner Ueberzeugung recht und gut zu handeln. Denn wenn er es erfahren sollte, daß Du, anstatt in die Pyrenäenbäder zu reisen, den Prinzen von Condé auf seinem Schlosse Noyers besuchest, um die bei ihm versammelten Helden persönlich kennen zu lernen, die für Deinen Glauben kämpften: so könnte Dir dieser Ungehorsam, wo nicht den Verlust Deiner Güter, doch gewiß große Unannehmlichkeiten zuziehen. Aber," setzte er nach einer Pause hinzu, „ich vermuthe, Dich haben noch ganz andere geheimere Gründe, als die Befriedigung Deiner Neugier, zu diesem kühnen, ja aben=

theuerlichen Entschluße vermocht. Die Heldenthaten des Admirals von Coligny erhitzten Deine schwärmerische Phantasie in einem so hohen Grade, daß die Bewunderung derselben sich in Begeisterung und Verehrung für ihn selbst verwandelt hat.“

„Ihr irrt Oheim,“ antwortete Montbel aufstehend, „wenn Ihr unter diesem Unternehmen besondere Zwecke vermuthet. Läugnen will ich es zwar nicht, daß ich sehr begierig bin, den Mann kennen zu lernen, der Europa mit seinem Ruhme erfüllt und ein Fels der Glaubens- und Gewissensfreiheit genannt zu werden verdient. Uebrigens bin ich der Verschwiegenheit meines Vetters, des Gasto von Leyran, so fest versichert, und er wird meine Person auf der Reise und in den Pyrenäenbädern so täuschend darstellen, daß ich nichts zu fürchten habe. Auch kann ich auf die Treue der ohnehin nicht zahlreichen Dienerschaft bauen, die wir in unsern gewöhnlichen Kleidern verließen, und die nichts weiter wissen, als daß ich einen alten Freund unsers Hauses überraschen will, weshalb ich auch nur in Eurer Gesellschaft reise. Uebrigens Oheim, versichere ich Euch, ich wünsche, mir würde Gelegenheit gegeben, der Welt zeigen zu können, daß kein Opfer

mir zu groß ist, wenn ich es der Religion bringen kann. Ja sollte der Kampf für die höchsten Güter des Menschen sich auf's neue entflammen, so bin ich sogar entschlossen Theil daran zu nehmen und dem Zorne des Herzogs von Savoyen zu trotzen."

„Nun dieser Wunsch," lächelte kopfschüttelnd der Oheim, „den du so leichtsinnig aussprichst, kann vielleicht nur zu bald in Erfüllung gehen. Als wir durch Dijon zogen, bemerkte ich ein ungewöhnliches Treiben unter den dortigen Kriegern. Der wüthende Religionsschwärmer Tavannes, der Statthalter dieser Provinz, den ich Gelegenheit hatte im Stillen zu beobachten, schien zu sehr von kriegerischem Eifer beseelt, als daß ich dem jetzigen Frieden eine lange Dauer versprechen könnte. Diese meine Bemerkungen und Besorgnisse werde ich den versammelten Häuptern in Noyers sogleich zur Beherzigung mittheilen. Wer kann wissen, ob nicht der Hof irgend eine Verrätherei beabsichtigt. Auch traue ich den Guisen und diesem Tavannes jede Schlechtigkeit zu, denn jene treibt selbstsüchtige Politik und diesen Fanatismus zu den schwärzesten Thaten. Doch die Sonne neigt sich schon ihrem Untergange zu, und wenn

wir heute noch eine Aufnahme im Schlosse finden wollen, so dürfen wir uns beeilen."

Der jüngere Pilger war, wie aus diesen Gesprächen sich schließen läßt, eine Dame und zwar die berühmte schöne Gräfin von Entremonts, Jacobine von Montbel, des reichen Grafen von Bouchange Wittwe. Sie besaß einige Familiengüter in ihrem Geburtslande der Schweiz, allein ihre größern, weitausgedehnten Besitzungen befanden sich unter der Oberherrschaft des Herzogs Franz von Savoyen, der, ein eifriger Katholik, sie, eine Reformirte, genau beoachten ließ, und als er gewahr wurde, daß sie ihre Glaubensgenossen heimlich unterstütze, ihr bei seinem strengsten Zorne, jede Verbindung mit denselben untersagte. Aber man verbiete nur dem Weibe einen heftig ersehnten Wunsch geradezu, so wird sie gewiß alle Seelenkräfte anspannen und alle ihr zu Gebothe stehende Mittel in Bewegung setzen, um ihn zu erreichen. Und der Mann soll noch geboren werden, der Klugheit genug besäße, sie dann in ihren Unternehmungen zu hemmen, so wie die Fessel noch nicht erfunden ist, die stark genug wäre, sie in den angewiesenen Schranken fest zu halten: denn weibliche Schlauheit

schlägt in solchen Fällen immer den männlichen Witz. Giebt man hingegen ihren Wünschen scheinbar nach, so vergessen sie nicht selten das Heißersehnte eben so schnell wieder, als sie es anfangs ergriffen haben.

Auch bei der Gräfin von Entremonts, welche im Verfolge dieser Erzählung unter dem Namen des Grafen von Montbel noch öfter vorkommen wird, brachte dieses Verboth gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor und reizte sie an, die kühnsten Abentheuer zu bestehen.

Schon während beide ihre lebhafte Unterredung führten, hatte Hector, so hieß der sie begleitende Hund, durch ein dumpfes Knarren angedeutet, daß ein Mensch in der Nähe weile; aber in der Hitze des Gesprächs merkten sie nicht auf diese warnenden Zeichen. Jetzt nun, als sie eben im Begriff waren den Fels hinabzusteigen, schlug er laut an, und in demselben Augenblicke trat ihnen auch ein junger kräftiger Mann entgegen.“

„Edler de la Noue,“ rief derselbe und bot dem ältern Pilger die Hand, „verzeiht mir, Euch belauscht zu haben, um Euch näher zu beobachten und so viel als möglich von Eurem

Gespräche zu vernehmen. Ich sah Euch schon in Dijon, und obgleich ich Euch dort nicht erkannte, so bemerkte ich doch die Waffen, welche Ihr unter Eurer Kutte verborgen habt und schloß daraus, daß Ihr das nicht wart, was Ihr zu scheinen für gut fandet. Eure Rede die ich nur theilweise vernahm, weil ich mich Eures Hundes wegen nicht nahe genug heranwagen durfte, belehrte mich doch so ziemlich über Euch und über diesen jungen Mann, in welchem ich, wenn ich recht hörte, Euren Neffen zu begrüßen die Ehre habe. Darf ich mir die Erlaubniß erbitten, in Eurer Gesellschaft das Schloß des Prinzen von Condé zu betreten?“

„Ihr habt mich sehr angenehm überrascht, Ritter Teligny,“ ewiederte freundlich de la Noue, so hieß der ältere Pilger, „ich nehme mit Vergnügen Euren Vorschlag an.“

„Doch vorher möchte ich Euch noch mit einer Bitte beschweren,“ flüsterte Teligny, indem er spähende Blicke durch das sie einschliessende Gebüsch in die Ebene warf. „Ich hege mit Euch gleiche Besorgnisse in Hinsicht des Hofes, ja ich glaube sogar, daß irgend ein Bubenstück gegen den Prinzen und den Admiral

gerade jetzt in Ausführung gebracht werden soll. Ich war, wie schon gesagt, in Dijon und zwar in Aufträgen des Prinzen von Condé an den Marschall Tavannes. Ich bemerkte bei dem Statthalter einen Menschen, welcher mir sehr auffiel und der mir nicht ganz fremd zu seyn schien. Trotz der strengsten Nachforschungen konnte ich über ihn doch nichts weiter erfahren, als daß er einige Tage zuvor mit wichtigen Aufträgen von Paris angekommen war, und daß seit dieser Zeit mehr Regsamkeit unter den dortigen Kriegern herrsche. Ich beschloß diesen Mann genau zu beobachten, und obgleich mich der Statthalter in Dijon aufzuhalten suchte, so machte ich mich doch schnell auf den Weg, um die Spur jenes Verdächtigen, der bereits in Begleitung eines Dieners abgereiset war, nicht zu verlieren. Es gelang mir auch ihn bis hieher, ohne von ihm bemerkt zu werden, zu verfolgen. Ja selbst in diesem Augenblicke entgeht mir keine seiner Bewegungen; denn seht jenes hohe breitschultrige Wesen, mit dem wilden sonneverbrannten Gesichte und den nach allen Seiten spähend umherrollenden Augen, womit er die Tiefe der Gräben und die Höhe der Mauern, die das Schloß schützen, zu messen scheint, ist der von dem ich rede. Mag er

4 *

nun ein Spion oder ein Abentheurer seyn, ich habe den Entschluß gefaßt, ihn zu fangen, um wo möglich, hinter seine Geheimnisse zu kommen. Doch, wie Ihr seht, ist er ein starker Mann, und da ich ihn gerne lebendig in meine Macht bekommen möchte, so ersuche ich Euch um Euern Beistand. Ich will zu ihm gehen, ihn anreden, ihn einladen mit mir in's Schloß zu gehen, weigert er sich dessen, so erkläre ich ihn als einen verrätherischen Buben und rufe mit lauter Stimme den Namen Condé! Sobald Ihr diesen Ruf ertönen hört, eilt zu meinem Beistand herbei."

„Ich bin es zufrieden," entgegnete de la Noue, welcher den spionirenden Menschen beobachtet hatte, „auch mir scheint er verdächtig. Wir wollen Euch begleiten bis zur äußersten Spitze jenes Busches, dem er sich jetzt etwas nähert, von dort aus brechen wir hervor, sobald es nöthig seyn sollte, und nehmt meine Versicherung, daß er uns nicht entkommt. Nun, mein lieber Neffe," wandte er sich lächelnd zu diesem, „da bietet sich schon ein Unternehmen dar, welches nach Deinen Ideen ein Abentheuer genannt zu werden verdient. Zeige jetzt, daß es Dein Ernst war, als Du

wünschtest, Dir möchten Begebenheiten der Art aufstoßen."

„Scherzt nicht, lieber Oheim," erwiederte Jene, indem sie sich etwas schüchtern hinter einen Strauch verbarg, „scherzt nicht mit solch ernsthaften Gegenständen. Doch hier müssen wir wohl verweilen, denn das Gebüsch wird immer lichter, er könnte uns sonst erblicken und sich flüchten."

„Nun," lächelte de la Noue, „dieser Simson sieht eben nicht darnach aus, als wenn er gewillet sey, vor Dreien die Flucht zu ergreifen. Doch geht jetzt Teligny und versucht Euer Glück an diesem Herkules."

Teligny näherte sich dem breitschultrigen Manne mit festen Schritten. Sobald er ins Freie trat, bemerkte ihn Jener, aber im Gefühle seiner Kraft erwartete er ihn in einer nachlässig ruhigen Stellung. Doch nach und nach nahm sein ganzes Wesen unvermerkt eine kriegerische Miene an. Er legte die linke Hand aufs Schwert und stemmte die rechte trotzig in die Seite. Bald hörten die Lauschenden einen heftigen Wortwechsel, dem der laute Ruf: Condé! schnell nachfolgte, und in demselben

Augenblicke sahen sie auch schon Beide mit einander im Kampfe begriffen. Jetzt stürzte auch de la Noue, gefolgt von Montbel, aus seinem Hinterhalte hervor, seinem Freunde Hülfe bringend. Allein Teligny hatte einen harten Stand, ehe er Unterstützung bekam; denn die Entfernung des Versteckes vom Kampfplatze war nicht unbeträchtlich. Sein Gegner überragte ihn nicht nur an körperlicher Stärke bedeutend, sondern suchte auch in der Führung der Waffen seines Gleichen, nur an Gewandtheit war er demselben überlegen. Als der Angegriffene noch zwei Feinde herbeieilen sah, wollte er seinem jetzigen Streiter ein schnelles Ende bereiten, er holte aus zu einem ungeheuren Hiebe, und sicher hätte er auch seinem Gegner das Haupt zerschmettert, wenn derselbe nicht durch einen raschen Sprung zur Seite ausgewichen wäre, so daß der furchtbare Schlag in die Erde fuhr. Aber als ein geschickter Fechter benutzte Teligny sogleich die dadurch entstandene Blöße seines Feindes und brachte ihm eine tiefe Wunde im Schenkel bei. Rasend vor Wuth führte der Verwundete einen gewaltigen Streich auf Teligny, der diesmal nicht ausweichen könnend, sich so gut als möglich mit seinem Schwerte deckte, doch dies sprang in Stücke und er em-

pfing noch einen tüchtigen Streifhieb in den linken Arm. — Jetzt war aber auch de la Noue auf dem Kampfplatze angelangt und wurde sogleich mit dem Racheschnaubenden ins Gefecht verwickelt. Montbel zurufend, sich ruhig zu verhalten, übernahm er die blutige Entscheidung allein. Lange dauerte der Kampf dieser Helden, ohne daß sich der Sieg nach einer Seite neigte. De la Noue suchte sich anfangs nur zu vertheidigen, um seinen Gegner zu ermüden und eine Blöße abzuspähen, allein die Kräfte dieses Wüthenden schienen unerschöpflich. Schon bluteten Beide aus mehreren tiefen Wunden; schon schien es, als ob die Kräfte des Nimmermüden doch endlich etwas zu schwinden anfangen wollten; schon triumphirte de la Noue in seinem Innern, daß seine ruhige Geistesgegenwart über die unsinnige Raserey des Stärkern doch zuletzt den Sieg davon tragen würde; schon glaubte er eine gegebene Blöße desselben benutzen zu können, um ihm, wo nicht eine tödtliche, doch eine den Kampf endende Wunde beizubringen: aber in demselben Augenblicke machte der Angegriffene eine so geschickte Wendung mit seinem Schwerte und schlug zugleich mit solcher Gewalt den de la Noue aufs Haupt, daß dieser, obgleich er sich zu decken suchte,

dennoch einen solchen Prellhieb auf den Kopf bekam, daß er besinnungslos zurücktaumelte. In diesem entscheidenden Augenblicke stürzte die Gräfin, ihrer Schwäche gänzlich vergessend, auf den Wüthenden ein und leitete den ihrem Oheime bestimmten Todesstreich auf sich herüber. Aber sie machte ihrem Gegner viel zu schaffen, denn sie war ihm an Geschwindigkeit und Gewandtheit bei weitem überlegen. Immerwährend im Kreise um ihn herumspringend, suchte sie ihn zu ermüden. Dem Furchtbaren währte jedoch diese Kampfmethode zu lange, überzeugt, daß ein Streich seines leichtfüßigen Feindes nicht sonderlich viel zu bedeuten habe, steckt er rasch das Schwert in die Scheide, dringt, ohne sich zu vertheidigen oder zu decken, mit den unbewehrten Händen auf seinen Gegner ein, packt ihn vor die Brust, wirft ihn nieder und ist schon im Begriffe ihn mit einem Dolchstoß in die Ewigkeit zu senden, als ihm Montbel in der ungeheuern Angst eine Handvoll Sand in die Augen wirft. Durch diese plötzliche Blindheit überrascht und verwirrt, gelingt es ihr, dem tödtlichen Streiche auszuweichen. Zugleich springt auch der treue und folgsame Hector, der schon während des ganzen Gefechtes vergeblich auf das hetzende Kommandowort

seiner Herrin gewartet hatte, mit einem Satze herzu, packt seinen Mann ins Genick und reißt ihn im Nu zu Boden. Jetzt eilen auch de la Noue und Teligny, die sich wieder erholt haben, herbei und entwaffnen den Gefallenen. Auch vom Schlosse aus erscheint zugleich Beistand. Denn Louise von Chatillon, des Admirals von Coligny Tochter, in ihrem jungfräulichen Busen zärtliche Gefühle und schüchterne Sehnsucht für einen fernen theuern Gegenstand hegend, hatte sich von der im Schlosse versammelten fröhlichen Gesellschaft zurückgezogen, war auf einem Söller hinausgetreten, um sich den süßen Empfindungen, die ein liebendes Herz so wunderhold bewegen, zu überlassen. Schwelgend in dem Anschauen der stillen Abendlandschaft, von überirdischer Wonne durchströmt, schreckte sie plötzlich eine theure Stimme mit dem lauten Rufe: Condé! aus ihren Phantasien auf. Die Gefahr erblickend und die Bewohner der Burg in Bewegung bringend war das Werk weniger Minuten. Ihr Bruder, Franz von Coligny, ein feuriger, kühner Jüngling, kam jetzt mit seinem Freunde, dem Prinzen Heinrich, dem hoffnungsvollen Sohne des Prinzen Ludwig von Condé, und mit einigen Knechten herbeigeflogen.

Teligny unterrichtete die Herzugekommenen in möglichster Kürze von dem Vorgefallenen, dann ersuchte er seinen Freund Franz mit ihm sogleich in das untenliegende Städtchen zu eilen, um den Bedienten oder Helfershelfer dieses verdächtigen Menschen zu fangen. Sie wählten sich einige tüchtige Knechte aus und machten sich schnell auf den Weg. Prinz Heinrich geleitere indeß die Pilger in's Schloß zu seinem Vater, wohin auch der Gefangene gebracht wurde.

Drittes Kapitel.

Empörung adelt dann sich selbst zum Recht,
Wenn Fürsten durch Gewalt und Willkühr herrschen
Und Menschenwürde frech mit Füßen treten;
Wo kein Gesetzes Auge schirmend wacht,
Ist's Pflicht sich selber kraftvoll zu beschützen,
Der Mensch muß seinen hohen Werth erstreben,
Vertheid'gen muß er muthig seinen Adel!

Während des vor dem Schlosse stattfindenden Kampfes, hatte der lebensfrohe in voller Mannskraft blühende Prinz Ludwig von Condé seine vertrautesten Freunde und Anhänger, als den ruhigernsten Admiral von Coligny, den stürmischtapfern Franz von Andelot und den zuverlässigen verschlagenen Kardinal von Chatillon, Brüder des Admirals; dann den witzigen Rochefaucoult, den vorsichtigen Montgommery, den kühnen de Piles, den wilden d'Acier und einige andere Edle um sich versammelt, mit ihnen Rath zu pflegen, wie dem Ungewitter, wel-

ches sich über sie und ihren Glaubensgenossen zusammen zu ziehen drohe, zu steuern sey.

„Die Königin Mutter," hub der Prinz von Condé an, „drängt mich ausserordentlich, ihr jene Summe, welche sie beim Abschlusse des Friedens unsern deutschen Hülfsvölkern auszahlen mußte, um diese ihr überlästigen Fremdlinge vom vaterländischen Boden zu entfernen, jetzt wieder zu erstatten. Ich habe sie um Verlängerung der Zahlungsfrist gebeten, weil es mir in diesem Augenblicke unmöglich fällt, ihr jene Schuld abzutragen, ohne mich gänzlich zu Grund zu richten. Aber sie dringt so fest und so bestimmt auf schnelle Zahlung, so wie auf die unverzügliche Uebergabe der sich noch in unserer Macht befindlichen festen Plätze, daß ich den erneuerten Ausbruch der Feindseligkeiten befürchten muß, wenn ihrem Willen nicht Genüge geleistet wird. Ich aber hasse den Krieg, nicht blos deßwegen, weil er mit Gefahren und Mühseligkeiten gepaart ist, sondern weil er mit gesteigerter Wuth ein unübersehbares Elend über dieses unglückselige Land ausschütten würde. Auch gestehe ich es offen, ich freue mich lieber meines Daseyns im Genuße abwechselnder Vergnügungen, als daß ich den Entbehrungen und Widerwärtigkeit mein Leben zum Opfer

bringen mag. Euch, meine Freunde, ersuche ich um Rath und Beistand, möget Ihr Mittel auszusinnen trachten, die dieses unter dünner Decke glühende Feuer zu ersticken vermögen."

„Wie sehr auch ich den Frieden liebe, habe ich bei jeder Gelegenheit erprobt," begann der Admiral Coligny. „Es bricht mir fast das Herz, wenn ich mich genöthigt sehe, meinem eigenen Vaterlande feindselig gegenüber zu stehen. Nur der Gedanke, daß wir für der Menschen höchste Güter, für Glaubens- und Gewissensfreiheit gegen eine, auf Aberglauben und Fanatismus sich stützende Tyranei das Schwert ziehen, kann uns beruhigen und adelt unsere Unternehmungen. Daß es aber der Königin Mutter nicht Ernst sey, jene Bedingungen, die ihr die Noth abpreßte, zu halten, sah ich schon damals voraus, als der Friede mit dem Hofe abgeschlossen wurde. Wir haben es zu oft erfahren, wie sie ihre Verträge zu halten pflegt. Keine andere Bürgen unserer Sicherheit haben wir, als unsere Macht. Sie aber will die Wurzeln dieser Macht abhauen, die in unserm Vermögen und in unsern Waffen bestehen. Sie würde dann ein noch leichteres Spiel mit uns haben, als einst die Römer mit den wehrlosgemachten Karthagern. Denn die Politik sucht

demjenigen am ersten den Untergang zu bereiten, welchen sie zu fürchten am meisten Ursache hat, und Katharina von Medicis ist die lebendige Politik. Dringen nicht die Klagen unserer Glaubensbrüder aus allen Provinzen des Reiches zu unseren Ohren? Verüben die Katholiken nicht die größten Bedrückungen, ja Grausamkeiten an den Unsern, ohne darüber zur Rechenschaft gefordert zu werden? Haben nicht sogar die königlichen Gerichte geheime Verhaltungsbefehle vom Hofe bekommen, nicht zu achten auf die Beschwerden der Reformirten? Wo man unsere Rechte so offenbar verhöhnt, wo man so geflissentlich nur einen Anlaß sucht, uns mit den Waffen in der Hand zu verderben; da ist es Pflicht der Selbsterhaltung, sich selbst zu beschützen. Denn das Schwert ausliefern, hieße auch zugleich das Haupt zum Todesblocke tragen."

„Ich stimme meines Bruders Meinung bei," bemerkte der unternehmende Andelot. „Der Hof will den Krieg, warum wollen wir also abwarten, bis die Pläne zu unserm Untergange reif sind? Die Bedrückungen unserer Glaubensbrüder schreien laut um Rache. Laßt uns auf Haltung der Edikte vom Jänner 1562 dringen, und unserm Gesuche mit den Waffen Nachdruck

geben. Es ist Pflicht, die Reformirten zu schützen in der Noth, denn sie haben uns ihre Arme geliehen zur Zeit der Gefahr."

„Das sind großmüthige und tapfere Gesinnungen, Bruder Andelot, die Du da geäußert hast," entgegnete der Kardinal von Chatillon. „Aber beginnen wir selbst den Krieg, so schadet uns diese Voreiligkeit nicht nur in der Meinung der Vernünftigen, sondern wir beschweren auch unser Gewissen mit den daraus entspringenden Folgen. Setzen wir daher lieber den Forderungen des Hofes auch noch ferner unsere Klagen entgegen: so zwingen wir ihn dadurch, uns entweder hinlängliche Scherheit unserer Person und unseres Vermögens zu gewähren, und die zu Gunsten der Reformirten erlassenen Edikte zu halten, oder wir nöthigen ihn die Feindseligkeiten selbst anzufangen. Doch seyd unbesorgt, Katharina von Medicis sucht den Krieg zu vermeiden, denn auf diesem stürmischen Elemente zu steuern, gebricht es ihr an Kraft, sie liebt den labyrinthischen Gang listiger Intriguen und schlauer Unterhandlungen. Auch weiß sie nur zu gut, daß in dieser Zeit der Meinungen, derjenige die meiste Macht besitzt, der die Meinung der Menschen zu gewinnen weiß."

„Du hast wohl Recht,“ unterbrach ihn Andelot ungeduldig,“ aber ich finde es nicht für so nöthig, abzuwarten, bis es dem Hof gefällt uns anzugreifen. Daß dieß aber geschehen wird, liegt ziemlich klar in dem Benehmen unserer Gegner. Man will uns nicht den übrigen Staatsbürgern gleich stellen, ja man will uns nicht eimal dulden, sondern man will unsere Vernichtung.“

„Leider berechtigt uns der König zu diesem Glauben,“ entgegnete der Admiral, „aber da es doch noch gelindere Mittel giebt dieser Vernichtung zu entgehen, als den Krieg: so wollen wir auch nicht eher zu diesem äußersten greifen, als bis Nothwendigkeit vorhanden ist. Mein Rath wäre daher, wir theilten uns in alle Provinzen des Reiches, erweckten die schlummernden Kräfte unserer Anhänger zur wachsamen Thätigkeit, damit wir den Sturm mit trotzender Ruhe erwarten können.“

Schon während dieser Verhandlungen hatte man Lärm in der Ferne vernommen, doch in der Meinung, es sey die lebenslustige Jugend des Schlosses, die ihre Kräfte im Kampfspiel zu üben und auszubilden trachte, waren die Versammelten ruhig auf ihren Sitzen geblieben. Aber kaum hatte der Admiral seine letzte Rede gere-

det, so trat auch schon dessen alter Kammerdiener, Dominique d'Albe in den Saal und setzte die Gesellschaft von dem vor dem Schlosse vorgefallenen Kampfe, so viel ihm selbst davon bekannt war, in Kenntniß. Dann fragte er um die Erlaubniß die Angekommenen vorlassen zu dürfen, welche auch auf des Prinzen Einwilligung sogleich eintraten.

„Ah! willkommen, mein würdiger de la Noue," redete Condé den ältern Pilger an. „Seyd ihr es wirklich? Ist es auf französischer Erde so unsicher zu reisen, daß ihr die patriotische Brust unter der Hülle religiöser Dummheit verbergen mußtet?

Dem freundlichen Gruße dankend, erwiederte de la Noue dem Prinzen: „Ehe ich Eurer königlichen Hoheit hierüber den gewünschten Aufschluß ertheile, erlaubt mir von wichtigeren Begebenheiten mit Euch zu reden. Mit meinem Neffen, dem Grafen Montbel, welchen ich hier in diesem jungen Manne Euch vorzustellen die Ehre habe, und der vor Begierde brennt, die Helden seines Vaterlandes kennen zu lernen, stieß ich in der Nähe dieses Schlosses auf den Ritter Teligny. Dieser, der in dem vor Euch gebunden stehenden Manne einen Spion zu erkennen glaubte, rief sogleich meinen Beistand

an, um diesen verdächtigen Menschen lebendig zu fangen. In wie fern sein Verdacht gegründet ist, könnt Ihr vielleicht aus diesen Schriften ersehen, die ich dem Besiegten abgenommen habe und die Euch von der Euch drohenden Gefahr unterrichten werden. Teligny selbst ist in das untenliegende Städtchen geeilt, um den Bedienten oder Helfershelfer dieses Verhafteten aufzuheben."

Der Prinz hatte die ihm dargebotenen Papiere durchgesehen und übergab sie blaß und verwirrt vor Schrecken dem Admiral. Dieser las sie ruhig durch und redete dann die in gespannter Erwartung auf ihn Schauenden mit folgenden Worten an:

„Hört, meine Freunde, den verrätherischen Inhalt dieser beiden Briefe an:

„Dem edlen Korsen, Signor San Pie-
„tro wird hiedurch die Vollmacht ertheilt, so
„viele königliche Krieger in Burgund zu re-
„quiriren, als er zu einer dem Staate und
„der katholischen Religion höchstnützlichen Un-
„ternehmung für nöthig erachten wird zu ge-
„brauchen. Dem Herrn Marschall von Ta-
„vannes, so wie allen Herrn Unterbefehlsha-
„bern dieser Provinz ertheile ich auf höhern
„Befehl die Ordre, bei Gefahr der strengsten

„Ahndung den Signor San Pietro bei sei-
„nem Vorhaben mit militärischen Kräften so
„viel als möglich zu unterstützen. Gegeben
„zu Paris, am 25sten August 1568.

Birague Präsident."

„Und ein anderer Brief des Marschall Tavannes an San Pietro unter dem heutigen Dato lautet also:"

„Unserer Verabredung gemäß habe ich
„bereits Noyers im weiten Umkreise einschlies-
„sen und alle dahinführenden Pässe, Stras-
„sen und Wege besetzen lassen, Ihr könnt
„also wenn Ihr wollt Euer Vorhaben zu jeder
„Stunde ausführen; denn der edle Hirsch ist im
„Netze und kann Euch nicht mehr entfliehen.
„Vermanton, am 5ten September 1568.

Marschall Tavannes."

Während der Admiral den Anwesenden diese Briefe mittheilte, kamen sein Sohn Franz und Teligny aus dem Städtchen zurück und berichteten, daß der Diener San Pietros entkommen sey. Wahrscheinlich habe er von seines Herrn Kampfe bei Zeiten Nachricht erhalten und sich geflüchtet. Auch die Familie des Prinzen und des Admirals, so wie ein großer Theil der übrigen Schloßbewohner drängten sich

in den Saal und vermehrten durch ihre Bestürzung die schon entstandene Verwirrung. Dem Prinzen selbst hatte der Schrecken die ruhige Besonnenheit geraubt. Er that mehrere heftige, ja unnöthige Fragen an San Pietro, und als ihm dieser ungenügende und trotzige Antworten gab, befahl er zornig, man solle durch die Folter das Geständniß seiner Geheimnisse von ihm zu erpressen suchen und ihn dann als einen schon längst dem Tode verfallenen Verbrecher aufknüpfen. Doch diesem grausamen Befehle widersetzte sich Montbel. Sie drang so lange mit Bitten in den Prinzen und wurde von Franz und Louise von Chatillon so lebhaft dabei unterstützt, daß er nicht zur Ausführung kam.

San Pietro sah die Bittenden mit großen Augen an und fluchte in den Bart: „Heiliger Gott! Hätte ich doch nicht geglaubt, so viel Menschlichkeit bei Ketzern zu finden.“ Dann wandte er sich im kecken Uebermuthe mit folgenden Worten zum Prinzen: „Ich stehe in des Königs Diensten und jede Beleidigung, die man mir zufügt, fällt auf Seine Majestät zurück. Daß aber der König jede Verhöhnung seiner Würde streng ahnden wird, seyd fest versichert. Entkommen kann keiner der Anwesen-

den, denn dieses Schloß ist bereits, wie Ihr selbst wißt, von allen Seiten eng eingeschlossen und wird morgen schon angegriffen werden, vorzüglich da man weiß, daß ich mich hier als Gefangener befinde. Laßt Ihr mich aber augenblicklich frei, so verspreche ich Euch Allen Schonung; denn man will Euch nichts Böses zufügen, sondern nur unschädlich machen. Wenn Ihr aber" — —

„Schweigt!" unterbrach ihn der Admiral, der in tiefes Nachdenken versunken seine Prahlerey anfangs überhört hatte. Dann trat er mit ruhiger Würde unter die Bestürzten und redete sie mit heiterm Ernste an: „Seyd ohne Furcht, meine Freunde, so lange ich athme, bekommen sie uns nicht in ihre Gewalt; denn eher begrabe ich mich unter diesen Mauern, als daß ich mich den Guisen, welche ohne Zweifel die Anstifter dieses Bubenstückes sind, in die Hände liefere. Ueberlaßt mir, mein Prinz, die Leitung dieser Angelegenheiten, ich hoffe die Pläne der Verrätherey zu zerstören, so wie die Netze zu zerreissen, welche sie uns schon über das Haupt geworfen haben."

„Ihr kommt nur meinem Wunsche entgegen, mein lieber Admiral," erwiederte der Prinz. „Mich hat die Ueberraschung so sehr

aufgeregt, daß ich erst die Ruhe meines Geistes abwarten müßte, ehe ich fähig wäre einen heilsamen Entschluß zu fassen und vielleicht ist dann schon die beste Rettungszeit entflohen. Eurer Geistesgegenwart stelle ich die Entwirrung dieser furchtbaren Verwicklung anheim.“

„Wohlan,“ begann der Admiral mit fester Stimme seine Anordnungen zu treffen, “man führe den Gefangenen in sichere Verwahrung, behandle ihn anständig, aber bewache ihn scharf, über sein Schicksal wird später entschieden werden. Ein ausführliches Geständniß seiner beabsichtigten Verrätherey ist überflüßig. Wir wissen, daß man uns hinterlistig überfallen und aufheben will und nur rasches und kluges Entgegenwirken kann uns retten. Alle Bewohner dieses Schlosses mögen sich aufs schleunigste zur Abreise rüsten. Teligny setzt sogleich zwei Schreiben auf, das eine an Tavannes und das andere an den König. Werft dem Statthalter vor, er habe ohne Befehl des Königs und des Parlaments den Frieden gebrochen und würde deshalb zur Verantwortung gezogen werden. Er solle es ja nicht wagen, ferner auf Befehl des Präsidenten Birague, der ein Werkzeug der Guisen sey, zu handeln. Auch käme es einem tapfern Kriegsmanne, wie ihm, gar nicht zu,

sich zu einem Bubenstücke gebrauchen zu lassen. Auch daß wir unsere Beschwerden über diese Verrätherey schon an den König eingesandt hätten. Dann schreibt zugleich die angedeutete Klage an den König nieder und bringt mir beide Schriften so bald als möglich zur Durchsicht."

Die Befehle des Admirals wurden schnell vollzogen. Der Gefangene war schon abgeführt worden. Auch Teligny entfernte sich auf der Stelle, ihm folgten die herbeigeeilten Personen.

„Durch diese scheinbaren Unterhandlungen," fuhr der Admiral zu seinen zurückgebliebenen Freunden fort, „gelingt es uns vielleicht, unsere Feinde zu täuschen und Zeit zur Flucht zu gewinnen, die unvorzüglich angetreten werden muß. Aus meinen frühern Feldzügen ist mir diese Gegend bis la Charité genau bekannt. Wir wollen uns mit unsern Familien und den meisten sich hier befindenden Kriegern durch den geheimen unterirdischen Gang in den nahen Wald begeben, aus dem uns ein verborgener Pfad bis auf die, sich jenseits der Yonne erhebenden hohen Gebirge führt, welche wir noch diese Nacht erreichen müssen. Nur hinter Rochelle's Mauern finden wir einen sichern Zufluchtsort. Aber auf dem Wege bis dahin stemmen sich uns tausend Schwierigkeiten entgegen,

die wir nur dann Hoffnung haben zu besiegen, wenn wir glücklich über die Loire gesetzt sind. Daher ist ein tapferer verschlagener Vertheidiger dieses Schlosses vorzüglich nöthig, der den Tavannes so lange zu beschäftigen und aufzuhalten weiß, bis wir diesen rettenden Strom im Rücken haben. Und," fuhr er zum Kardinal von Chatillon gewandt fort, „zu diesem wichtigen Posten habe ich Dich, Bruder Odet, auserlesen. Bist Du gewillet, unserer Rettung ein solches Opfer zu bringen?"

„Ich werde Dein Zutrauen zu rechtfertigen wissen," antwortete der Angeredete. „Ich übernehme mit der größten Bereitwilligkeit die Vertheidigung dieses Schlosses."

„Ich wußte es ja," erwiederte der Admiral, „daß ich mich in meinem braven Bruder nicht täuschen würde. Doch nun rasch an's Werk, die weitern Anordnungen werde ich während der Reise selbst erst vornehmen."

Das ruhige gefaßte Benehmen und die bestimmten zweckmäßigen Befehle des Admirals hatten den ersten Schrecken bereits vertilgt und Allen die nöthige Besinnung wieder gegeben.

Noch vor Mitternacht waren schon beide Boten, sowohl der an den König als der an Tavannes abgefertigt. Gleich nach dem Ab=

gang dieser Boten begaben sich auch die Flüchtenden, worunter sich zarte Kinder befanden, die noch von ihren Ammen getragen werden mußten, auf den Weg. Sie erreichten während der Stille der Nacht durch den unterirdischen Gang und auf abgelegenen Pfaden, die Tavannes, der erst gegen Abend in Vermanton eingerückt war, noch nicht hatte besetzen lassen, glücklich die sich jenseits der Yonne erhebenden höhern Waldgebirge. Die Ausgezogenen mochten etwa zweihundert Köpfe stark seyn, wovon den vierten Theil die Familien Condé und Coligny nebst ihren Freunden ausmachten; die Uebrigen waren Landsknechte, die mit Lebensmitteln bepackt, vorzüglich zum Schutze der Karavane dienten. Um sich durch Geräusch nicht zu verrathen, hatten sie nur einige Maulthiere bei sich, auf denen abwechselnd die Ammen mit den Kindern und die übrigen Frauenzimmer ritten. Diese bildeten, von Rittern umgeben die Mitte, den Vortrab führte der Admiral, umgeben von de la Noue, Montbel und einigen Freunden, den Nachtrab Andelot mit einer kleinen tapfern Schaar und zu beiden Seiten streiften Franz von Chatillon, Guido, Andelots Sohn und Teligny mit einigen kecken Jünglingen umher.

Bis gegen Mittag wurde der Marsch ununterbrochen fortgesetzt, nun aber endete die waldige Schlucht, in der sie bis jetzt hinangestiegen waren, auf dem kahlen Rücken des Gebirges. Theils wegen der Gefahr entdeckt zu werden, theils aber auch um der Ruhe und der Erquickung zu genießen, wurde beschlossen, sich bis zur Dämmerung im Dickicht zu lagern.

Der Admiral bestieg in Begleitung des Prinzen von Condé und einigen Freunden, einen in die Ebene vorspringenden Felsen, von welchem sie das romantische Yonne-Thal, das von da sich bis gegen Vermanton zu einer großen Fläche ausdehnt, überblicken konnten.

„Seht Freunde,“ begann der Admiral, „wenn mich meine Augen nicht trügen, so ziehen dort in der Ferne Kriegerschaaren über Vermanton auf Noyers zu, um uns zu fahen. Mögen sie immerhin der Tyraney ihre Arme leihen, das Land gegen die Loire hin wird desto weniger gefährlich für uns. Doch keine Hoffnung ist vorhanden für uns, Rochelle glücklich zu erreichen, wenn wir nicht la Charité in unsere Gewalt zu bekommen suchen. Sie allein gewährt uns einen sichern

Uebergang über die Loire, und deckt uns auf unserm Zuge den Rücken. Nur Kühnheit und Entschlossenheit kann diese Veste in unsere Hände liefern. Der größte Theil der Einwohner daselbst ist reformirt und hierauf gründet sich mein Plan. Auf übermorgen fällt Maria Geburt, ein den Katholiken heiliger Tag. Es pflegen nicht nur am Morgen dieses Festes, sondern auch schon am Vorabend desselben viele Landleute aus der Umgegend in die Stadt zu strömen, um sich der, am Nachmittage nach dem nahegelegenen Wallfahrtsorte stattfindenden Prozession anzuschließen. Leicht können sich mit den Landleuten Einige von uns verkleidet in la Charité hineinschleichen, um die Zuverläßigsten und Verschwiegendsten unserer dortigen Anhänger von der gegen uns verübten Verrätherey, von der Gefahr, in welcher wir uns noch immer befinden, und von unserm Vorhaben zu unterrichten, damit sie ihre Glaubensbrüder in der Stille vorbereiten und waffnen. Sind nun die meisten Katholiken mit der erwähnten Prozession zur Stadt hinausgezogen, so wird ein Auflauf erregt, wozu sich der kecke Briquemaut und der schlaue Cavagne vorzüglich eignen. Ist dann die Verwirrung aufs Höchste gestiegen, so brechen wir Uebrigen aus

unserm Hinterhalte hervor, dringen in die Stadt; entwaffnen oder vertreiben die ohnehin schwache Besatzung derselben und suchen uns diese Eroberung zu sichern. Es ist ein gefährliches Unternehmen, aber am Gelingen desselben hängt auch einzig und allein unsere Rettung. Bruder Andelot, Du hast schon so manche verwegene That glücklich ausgeführt, Dir möchte ich am liebsten dieses kühne Wagstück anvertrauen. Uebernimm es und wähle Dir von uns so viele Begleiter aus, als Du zu Deiner Unterstützung für nöthig erachtest."

„Mein Sohn Guido soll mich begleiten," antwortete Andelot, „dieses Unternehmen erfordert einen ganzen Mann und deshalb übernehme ich es mit Freuden."

„Bester Vater, darf ich auch um die Gunst bitten mit dem Onkel gehen zu dürfen?" schmeichelte Franz den Admiral. „Auch ich möchte gerne meine Rittersporen durch eine kecke That zu verdienen suchen."

„Solche Thaten, mein Sohn," erwiederte der Admiral sehr ernst, „erfordern Männer und keine Jünglinge; doch aus besondern Rücksichten kann ich Dir Deine Bitte nicht abschlagen. Gott geleite Deine Schritte! Allein macht Euch

bald auf den Weg, um den so nöthigen Vorsprung vor uns zu gewinnen. Bruder," fuhr er bewegter fort, „Deinem Muthe und Deiner Erfahrung darf ich dreist und zuversichtlich die Anordnung des Ganzen überlassen, nur Vorsicht und Mäßigung empfehle ich Dir. Bedenke, daß unser ganzes Seyn an Deiner Klugheit hängt!"

„Sorge nicht Bruder," entgegnete Andelot, indem sie in die Schlucht zurückkehrten, wo die Uebrigen lagerten, „was möglich ist, soll und wird durch mich geschehen."

Nachdem sie sich erquickt und durch eine kurze Ruhe gestärkt hatten, auch die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Abentheuer gemacht waren, begaben sich die genannten drei Personen getrosten Muthes auf den Weg.

Gegen Abend brachen auch die Nachgebliebenen auf und setzten ihre Reise, einige Stunden der Erholung abgerechnet, während der Nacht und des folgenden Tages ununterbrochen fort, so daß sie noch vor Sonnen-Untergang glücklich die westliche Abdachung dieses Waldgebirges erreichten. Ausser einigen Wanderern, die auf sie stießen und die gezwungen wurden,

bei ihnen zu bleiben, um vor Verrath gesichert zu seyn, begegnete ihnen nichts Bemerkenswerthes auf diesem Zuge.

Sie befanden sich jetzt ganz in der Nähe von la Charité, am Abhange eines bebuschten Berges, auf dem sie Ihr Lager aufschlugen. Ihnen zur Seite erhob sich eine ungeheure senkrechte Felsenwand. Der Admiral, der Gegend kundig, führte einige seiner Vertrauten auf einem schmalen Fußsteige, der sich unter herüberhangende Felsen und durch niederes Gesträuch um den Gipfel des Berges windet, zu einer großen, von der Natur gewölbten Felsenhöhle.

Durch den schmalen Eingang in dieselbe tretend, redete der Admiral seine Umgebung mit folgenden Worten an: „In dieser Höhle, meine Freunde, die den meisten von Euch, so gut wie mir, bekannt ist, habe ich beschlossen, den nicht streitbaren Theil unserer Gesellschaft so lange in Sicherheit zu bringen, bis wir in la Charité die blutige Entscheidung herbeigeführt haben. Euch, meinem tapfern, biedern de la Noue vertraue ich die Bewachung und Vertheidigung der Damen und Kinder mit froher Zuversicht an. Zu Eurer Verstärkung wähle ich Euch selbst den

liebenswürdigen Grafen von Montbel, Euren Neffen, aus." Und sich freundlich zu diesem wendend fuhr er fort. „Ich habe Euch, mein junger Freund, während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft so liebgewonnen, als wäret Ihr mein eigener Sohn. Ich möchte Euch gern in meiner Nähe wissen, allein Eure Geistesgegenwart, die zu unserer Rettung viel beigetragen hat, eignet sich vorzüglich zu diesem Geschäfte. Auch möchte ich Euren zarten Körper ungern dem Gewühle eines Sturmes preisgeben. Auch Euch, meinen wachsamen und unternehmenden Teligny, lasse ich nebst den zarten Prinzen Heinrich zum Schutze der Damen zurück. Ich wüßte keinen Ort, der mehr Sicherheit gewährte, als dieser. Denn die enge Felsspalte, die den Eingang bildet, können einige tapfere Männer gegen eine große Uebermacht lange vertheidigen. Und durch diese größere Oeffnung in der senkrecht ablaufenden Felswand kann Niemand eindringen, der nicht Flügel hat. Sie gewährt Euch die herrlichste Aussicht auf die stolz daherflutende Loire, deren Lauf Ihr auf eine weite Strecke mit den Augen folgen könnt. Man richte diese Höhle sogleich zur Bequemlichkeit und Vertheidigung ihrer künftigen Bewohner ein."

Als dieser Befehl so schnell als möglich vollzogen und die Familien Condé und Coligny herbeigeführt worden waren, nahm der Admiral seinen Freund de la Noue vertraut bei Seite und flüsterte ihm bedeutungsvoll zu: „Euch, Bruder, sind die Geheimnisse dieser Höhle eben so gut wie mir bekannt, doch auf keinen Fall, auch nicht unter noch so verzweifelten Umständen, dürft Ihr dieselben eigenmächtig preis geben.“

„Dieser Mahnung bedarf es bei mir nicht,“ antwortete de la Noue sehr ernst. „Ich kenne meinen Schwur und meine Pflicht zu gut und bin nicht leichtsinnig genug, zu einer solchen That. Seyd deshalb ganz unbekümmert.“

Sie kehrten hierauf zur Gesellschaft zurück und nachdem man sich durch ein frugales Mahl erquickt und die überflüßigen Lebensmittel in die Höhle geschafft hatte, pflegten alle der so nöthigen Ruhe, um neue Kräfte für die Begebenheiten des folgenden Tages zu sammeln.

Viertes Kapitel.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl;
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.

Schiller.

In la Charité, — einer mäßig großen Festung, an der durch die herrlichsten Gefilde Frankreichs stolz daherströmenden Loire gelegen, damals wichtig durch ihre Werke, noch wichtiger aber durch ihre Lage, weil sie die Herrschaft über die beiden Ufer dieses Flußes sicherte, — wurde Maria Geburt mit großer Festlichkeit von den Katholiken gefeiert. Nach beendetem Gottesdienste strömte das Volk in die Wirthshäuser der Stadt, zu schwelgen in dem Ueberfluße, welchen Burgund und Champagne über den Reichthum des eigenen Bodens noch auszuschütten pflegt.

Auch in der goldnen Schlange, eines der am meisten besuchten Wirthshäuser der Stadt, von wo aus man die entzückende Aussicht auf die romantischen Rebenhügel, welche die Ufer der Loire schmücken, genießt, waren alle Tische besetzt. Denn auch die hier zahlreichen Reformirten, feierten, um nicht anstößig zu werden, diesen Tag größtentheils mit. Alle waren munter und froh, und betrachteten wenig drei Pilger, die bescheiden eine Ecke des Zimmers einnahmen und sich den Blicken der Anwesenden absichtlich zu entziehen suchten.

Desto mehr Aufmerksamkeit wurde einem Manne gezollt, der aufgeschürzt und mit aufgerollten Hemdärmeln, so eben aus seiner Gerberei kommend, der Festlichkeit absichtlich zu spotten schien.

„Gott zum Gruß Cavagne!" redete er den Wirth an. „Es ist heut ein heißer Tag, gebt mir eine Flasche guten Burgunder, ich muß mich zu neuer Arbeit stärken."

Der geschwinde Wirth brachte schnell das Befohlene, und das erste Glas kredenzend, erwiederte er: „Hier Nachbar Briquemaut, trinkt, es ist vom besten. Aber eilt denn Eure Arbeit

so gewaltig, daß ihr am heutigen Festtage arbeiten müßt?“

„Ja wohl,“ antwortete Jener, „hat nicht der vorige Krieg so viel Leder verschluckt, daß Mangel einzutreten droht, und wer weiß, wer weiß,“ setzte er bedenklich hinzu, „ob nicht bald wieder ein Donnerwetter hereinbricht, die Luft ist gewaltig schwül. Man achtet so wenig unsere Rechte und hört so wenig auf unsere Klagen, daß ich keinen großen Glauben an den jetzigen Frieden habe.“

„Warum nicht? Warum nicht?“ fiel ihm ein neben ihm sitzender, festlich-gekleideter, breithändiger Grobschmid ins Wort. „Wenn auch die Mäuse ein bischen gejagt und getreten werden, sie wagen sich nicht so leicht aus ihren Löchern hervor, denn es ist ihnen bange, wir verspeisten sie mit Haut und Haar?“

Mehrere herzugetretene Katholiken schlugen ein lautes Gelächter über den Witz des Rechtgläubigen auf. Dadurch gereizt fuhr ihn der Gerber zornig an:

„Respektirlicher geredet, Nachbar Eisenfresser, oder,“ — dann begann er nach einer Pause gemäßigter: „Ich habe es nie verläugnet, ich

bin Keiner von denen, die sich von den Pfaffen bei der Nase herumführen lassen, um blindlings in den Himmel zu kommen. Nein, ich bin vielmehr Einer von denen, die wissen, warum sie selig werden, die eine klare Einsicht von hohen Dingen haben, aber deßhalb sehe ich noch nicht aus, wie eine Maus."

„Nein," erwiederte der Mann der Esse, lachend, „Ihr seht vielmehr einer Ratte ähnlich, und zwar einer recht schmutzigen, die eben erst aus dem Kothe hervorkroch."

„Donnerwetter!" brach der Gerber los. „Was kümmert Euch mein Anzug? Glaubt Ihr ich werde ein Narr seyn und Eure Dummheiten mitmachen? Ihr kommt mir gerade recht, wenn Ihr mir zumuthet meinen Verstand so nutzlos mit Füßen zu treten!

Die Streiter hatten durch ihr Geschrei schon einen beträchtlichen Kreis von Zuhörern um sich versammelt, von diesen schrie jetzt ein Schneider:

„Habt Ihr's gehört? er schimpft auf unsere allein seligmachende Kirche; werft ihn hinaus!"

„Ja, werft ihn hinaus!" schrie ein Haufen seiner Handwerksgenossen ihm nach.

„Nein er muß gezüchtigt werden!“ rief ein Schuster. „Er darf nicht ungestraft auf unsere Religion schimpfen.“

„Ja, schlagt ihn zu Boden!“ tobte der ganze Haufe. Aber der Gerber richtete seine kräftige Gestalt in die Höhe und trat den Schreiern mit so ausdrucksvollen Gebehrden entgegen, daß sie erschreckt einige Schritte zurückwichen.

„Was für ein Mückenschwarm summt den um mich herum und brummt von Niederschlagen und Hinauswerfen,“ sprach er im stolzen Tone. „Ich glaubte, Ihr trüget schon genug Andenken von Briquemaut auf Euren Leichnamen herum, als daß ihr nach noch mehreren Verlangen trüget. Doch, wenn Ihr wollt, ich bin einmal in meinem Arbeitskollet, und es kommt mir gar nicht darauf an, so nebenbei einige Dutzend Schafsfelle mitzugerben.“

„Seyd ihr denn Alle toll geworden!“ rief der sich in den Haufen drängende Wirth. „Haltet Ruhe in meinem Hause! Wollt ihr Euch schlagen, so geht auf die Gasse hinaus, hier in meinem Zimmer dulde ich keinen Streit.“

„Was?“ trat vorwitzig der Schneider hervor, „Ihr wollt uns verwehren unsere Genug-

thuung für die Beschimpfung unseres heiligen Glaubens zu nehmen? Aber wir wissen es schon, Ihr seyd so ein Nicodemus, so ein heimlicher Hugenotte, doch wir wollen es Euch schon entgelten lassen."

„Ja, ja, Du hast recht," schrie seine ganze Innung ihm nach. „Wir haben es schon lange gemerkt, schlagt sie Beide zu Boden."

Das Geschrei wurde immer wilder, die Menge immer größer und der Raum um den Gerber immer enger. Denn einige Katholiken waren auf den Marktplatz, an dem das Haus lag, hinausgelaufen und hatten die dort auf- und abwogende Volksmenge, welche sich der bald zu beginnenden Prozession anzuschließen gedachte, von dem, in der Wirthsstube Vorgefallenen, mit vergrößerten Zusätzen bekannt gemacht. Immer größer wurde der Lärmen und das Gedränge in dem Zimmer, unter denen sich auch viele Reformirte befanden, die sich um ihren Glaubensbruder zu sammeln suchten. Umsonst versuchte der Wirth den Sturm zu beschwören, er drohte die Wache holen zu lassen, wenn man nicht Ruhe halten wollte; allein seine Stimme drang nicht mehr durch das Getümmel.

Briquemaut wurde mit seinen wenigen Anhängern in die Ecke zurückgeschoben, in welcher die Pilger sich niedergelassen hatten, die er mit bedeutenden Blicken, aber ohne die geringste Furcht zu verrathen, ansah. Obgleich einige seiner Freunde schon hier und dort Rippenstöße bekommen hatten, so war doch er noch bis jetzt damit verschont geblieben; allein bald wurde die ganze Masse so drohend, daß er ernstlich darauf bedacht seyn mußte, sich Raum zu verschaffen.

„Zurück!" schrie er mit einer Stimme, die man zugleich über den halben Marktplatz hören konnte. „Zurück! oder ich mache mir selber Platz!"

„Schlagt das Großmaul zu Boden!" kreischten die Hintenstehenden und drängten zugleich die Vordern ihm auf den Leib. Ja Einige der Größern und Stärkern langten schon zu ihm herüber und gaben ihm hin- und wieder einen derben Puff mit den Fäusten.

„Jetzt ist's genug!" donnerte er wüthend, packte zwei auf ihn eindringende Vorwitze und warf sie den Andern auf die Köpfe.

„Ihr fangt zu früh an, es ist noch nicht Zeit," warf ihm der ältere Pilger vor. „Doch

ich verlasse keinen Freund in der Noth. Auf meine jungen Helden! Condé und Coligny!“ rief er mit kräftiger Stimme und stand mit seinen Begleitern in glänzenden Rüstungen da. Daß diese drei Andelot, Franz und Guido waren, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

„Hinaus mit Euch, wenn Ihr Euer Leben liebt!“ donnerte Andelot das Schwert schwingend.

Erschreckt und ehrfurchtvoll wichen die Bestürzten zurück; denn sie hörten am Eingange denselben Ruf ertönen. Dieß waren nämlich die Gesellen des Gerbers, etwa ein Dutzend an der Zahl. Sie hatten den Tumult vernommen und waren gekommen, ihrem Meister beizustehen. Diese handfesten Leute machten wenig Umstände, sie stellten sich schweigend in eine Reihe, warfen sich Einer dem Andern die verblüfften Katholiken zu, etwa auf die Weise, wie man sich beim Feuerlöschen die Eimer zuzureichen pflegt, und räumten so mit Hülfe der Ritter, die mit flachen Schwertern die sich Sträubenden nachtrieben, das ganze Haus auf; dann verschlossen und verrammelten sie sogleich die Thüre.

Aber draußen auf dem Marktplatze nahm jetzt die Volksmenge einen drohenden Charakter

an. Die Hinausgeworfenen, sich ihrer Feigheit schämend, waren die Wüthendsten. Sie rissen das Pflaster auf, warfen die Fenster des Gasthauses ein und schickten sich an, einen ernsten Angriff zu wagen. Aber zum Glück war die goldene Schlange ein massives Gebäude und seiner Lage nach leicht zu vertheidigen. Vor den Fenstern dem Markte zu befanden sich starke eiserne Gitter und mit der Rückseite lehnte es an die vorüberströmende Loire, die im höchsten Nothfall, wenn von außen nicht zeitig genug Hülfe erscheinen sollte, den Belagerten einen Weg zur Flucht öffnete.

Der Aufruhr fing an sich durch die ganze Stadt zu verbreiten. In dem nahen Jacobiner-Kloster wurde von den fanatischen Mönchen die Sturmglocke angezogen. Einzelne Reformirte, auf die man stieß, wurden schon gemißhandelt, man drang in ihre Wohnungen und plünderte. Als der Kommandant mit der Besatzung herbeieilte, die Ruhe wieder herzustellen, standen sich schon ganze Haufen kämpfend gegenüber. Seine Soldaten wurden von dem wüthenden Pöbel mit Steinwürfen empfangen. Der Marktplatz ward zum Schlachtfelde. Das Volk stieg auf die Dächer der Häuser und warf den Kriegern die Ziegel auf die Köpfe. Die

schon auf's Höchste gestiegene Verwirrung noch zu vergrößern, brach plötzlich an mehreren Orten Feuer aus. Die Reformirten, auf diesen Tumult vorbereitet, hatten sich bald zu regelmäßigen Haufen geordnet, sie griffen jetzt gut bewaffnet den Kommandanten ernstlich an und drängten ihn in eine enge Gasse. Er sah sich hierdurch genöthigt auch die Wachen der Thore an sich zu ziehen.

Der Admiral Coligny, seines Bruders ungestüme Hitze kennend, hatte sich während des ganzen Tages schlagfertig gehalten. Als er nun die Feuersäulen über la Charité emporwirbeln sah, errieth er leicht, was in der Stadt vorgehen mochte. Er war sogleich zu einem Sturme entschlossen und es gelang ihm auch, eines der schwach vertheidigten Thore zu überrumpeln.

Plötzlich hörte der in die Enge getriebene Kommandant den Schlachtruf seiner Feinde auch hinter seinem Rücken erschallen. Und als er nun auch Andelot aus seinem Hinterhalte hervorbrechen sah, verlor er so sehr alle Geistesgegenwart, daß er nur auf seine persönliche Sicherheit bedacht war und sich mit einem kleinen Theil seiner Krieger zur Stadt hinausflüch-

tete. Viele wurden zu Gefangenen gemacht; Andere niedergemetzelt; Mehrere zogen sich in feste Gebäude zurück und wehrten sich noch eine Zeitlang. Unter dem Schutze der Nacht, die über die Verwirrung nach und nach sich auszubreiten anfing, gelang es einer großen Anzahl Katholiken, sich durch die Flucht zu retten.

Des Admirals Bestreben war jetzt, die Ruhe so bald als möglich wieder herzustellen, um sich diese wichtige Eroberung zu sichern. Allein dies gelang ihm nicht so leicht; denn die durch frühere Bedrückungen heftig gereizten Reformirten, ließen jetzt, da sie die Stärkern waren, ihrer lang verhaltenen Wuth den Zügel schießen. Es wurden an Wehrlosen Grausamkeiten von ihnen verübt, die das menschliche Gefühl empören und die jeder Vernünftige verabscheuen muß. Erst am folgenden Morgen gelang es dem Admiral, Ordnung in das Chaos zu bringen und die empörten Gemüther zu beschwichtigen. Am meisten zürnte er seinem Bruder Andelot, unter dessen Augen der rasende Briquemaut in das am Markte liegende Jakobiner-Kloster gedrungen war, um sich an den darin versteckten Mönchen zu rächen. Schon früher hatten sie durch allerlei Neckereien seinen

innern Grimm gereizt, dieser wurde jetzt durch ihr geschäftiges Sturmläuten und ihr Aufhetzen des Pöbels zur rasendsten Wuth entflammt. Er schnitt mit barbarischem Vergnügen allen Mönchen, die ihm in die Hände fielen, die Ohren ab und machte sich einen Halskragen daraus. Auch den Cavagne tadelte der Admiral bitter, daß er in das Schloß des Kommandanten hatte Feuer werfen lassen, als schon der Sieg auf ihrer Seite war.

Aber desto mehr Freude empfand er über die Menschlichkeit seines Sohnes Franz. Dieser war mit seinem Oheime, Guido und mehreren Anhängern bis zur Wohnung des Kommandanten vorgedrungen, die er in Flammen fand. Vor derselben drängte sich ein Haufen reformirten Pöbels, der den Hülferuf eines jungen Mädchens, der aus dem obern Stockwerck des brennenden Hauses ertönte, mit Hohngelächter erwiederte. Gleich einem Engel stand sie da, preisgegeben dem furchtbaren Flammentode, der immer näher und näher auf sie herandrohte und streckte Hülfe flehend ihre Arme einem Retter entgegen.

Nie gekannte Gefühle durchzuckten des Jünglings Brust bei diesem Anblick. Er befahl seinen Leuten den entmenschten Haufen zu-

rück zu treiben und stürzte dann, keiner Gefahr gedenkend, in das brennende Haus. Es gelang ihm, das liebliche Wesen zu erreichen, sie in seinen Mantel zu hüllen und unversehrt mitten durch die Flammen zu tragen.

Seine süße Bürde in Sicherheit wissend, sank er jetzt völlig erschöpft seinem Freunde Guido in die Arme. Dieser ließ ihn und die Gerettete nach Cavagne's Wohnung bringen, pflanzte ein paar tüchtige Wächter vor ihr Zimmer und eilte dann zur blutigen Entscheidung zurück.

Margaretha von Ailly, so hieß die Jungfrau, war die Nichte des Kommandanten und mochte erst sechszehn Sommer zählen. Sie erholte sich bald von ihrem Schreck und unterzog sich der Pflege ihres Beschützers mit liebender Sorgfalt. Dieser war in einen erquickenden Schlummer gesunken, den sie dazu benutzte, ihm seine Verletzungen, die ihm das Feuer zugefügt hatte, zu verbinden.

Als Franz nach einigen Stunden wohlthätiger Ruhe sich ermunterte, dünkte ihm Alles ein Traum zu seyn. Zu seinen Füßen erblickte er einen Engel, der in holder Unschuld mit mit-

leidsvollen Mienen seinen Schlaf bewachte. Seine Wunden waren unbedeutend, nur die ungeheuere Anstrengung des Leibes und der Seele und die Einathmung des erstickenden Rauches, hatte jene große und plötzliche Abspannung hervorgebracht. Aber jetzt fühlte er sich neu gestärkt an Geist und Körper. Die Vergangenheit schwebte ihm in der Erinnerung vorüber und er überzeugte sich bald, daß er in der Wirklichkeit lebe. Feurig ergriff er indem er aufsprang die Hand seiner schönen Pflegerin, drückte sie innig an seine Lippen und flüsterte schüchtern ihr zu:

„Liebes holdes Mädchen, beim ersten Anblick grub sich dein theures Bild tief in meine Seele ein. Gottes höhere Fügung führte gerade mich zu Deiner Rettung herbei. O, wenn Du glauben solltest, dadurch zur Dankbarkeit gegen mich verpflichtet zu seyn, so beweise sie mir, indem Du Dein schönes Herz mit Liebe zu mir wendest. Ein unnennbares heißes Sehnen, mich ewig in Deinen himmlischen Augen zu spiegeln, erfüllt meine Brust und entreißt mir das Geständniß meiner Liebe. Arm in Arm mit Dir durchs Leben zu schwärmen, wiegt eine Ewigkeit voll Himmelswonne auf.“

Die zarte Jungfrau senkte verschämt die schönen himmelblauen Augen zur Erde nieder und verbarg ihr züchtiges Erröthen unter der Fülle dunkelblonder Locken, die in reizender Freiheit auf den blendend-weißen Nacken herunter wallten. Auch in ihrem Busen schienen süße, unbekannte Gefühle aufzutauchen. Sie ließ es geschehen, daß der Jüngling ihre Hand mit glühenden Küssen bedeckte. Kühner gemacht durch ihren schwachen Widerstand, umfing er sie feurig mit seinen Armen und drückte, von Götterwonne durchströmt, den ersten Kuß der Liebe auf die noch unentweihten jungfräulichen Lippen. Das holde Mädchen wußte gar nicht, wie ihr geschah, feurig hatte sie den Kuß der Liebe erwiedert, — aber plötzlich riß sie sich los aus des Jünglings Armen, blickte ihn erst lange und staunend an, dann brach sie in Thränen aus, indem sie mit rührender Stimme sagte: „Was hab ich Euch gethan, daß Ihr grausam mir den Frieden meines Herzens zu rauben sucht. Nimmer darf ich Euch lieben, denn Ihr seyd ja ein Ketzer; nimmer würde ich glücklich mit Euch werden, denn Ihr seyd von der Seligkeit der Gläubigen ausgeschlossen.“

Dann warf sie sich demuthsvoll auf die Kniee nieder und betete mit seelenvoller An-

dacht und herzenbezwingender Naivität: „Gott! mein Gott! nimm diese große Sünde von mir! Laß mich nicht büßen, daß ein aus Deinem Angesichte verstoßener Ketzer mit seinen unchristlichen Lippen meinen gläubigen Mund berührte! O erleuchte auch sein Gemüth, laß ihn zu Dir zurückkehren und schließe ihn nicht von Deiner Seligkeit aus."

In diesem Tone gläubiger Frömmigkeit und jungfräulicher Züchtigkeit betete sie noch eine Weile fort und ließ einen unnennbaren Eindruck auf des Jünglings Herz zurück. Wie ein überirdisches Wesen wirkte sie auf ihn, und er wagte es nicht, sie ferner mit seiner Liebe zu bestürmen. Wahr ist's, die himmlische Unschuld eines reinen Herzens und die keusche Hoheit der jungfräulichen Scham, vernichtet jede rohe Leidenschaft der Männer; sie erfüllt auch den Kühnsten mit scheuer Ehrfurcht und hält ihn in den engsten Schranken der Sittsamkeit gefesselt.

Als der Morgen mit rosigem Schimmer den Aufschwung der Tageskönigin verkündigte, sorgte erst Franz für den Schutz seiner schönen Beute und dann begab er sich zu seinem Vater.

Der Admiral empfieng ihn lächelnd mit den Worten: „Nun, mein Sohn, Du beginnst Deine

kriegerische Laufbahn auf eigene Weise. Anstatt mir den Feind aus der Stadt treiben zu helfen, stürzest Du mit Gefahr Deines Lebens in ein brennendes Gebäude und trägst ein Mädchen aus den Flammen. Du bist mir ein schöner Held!"

„Lieber Vater," erwiederte Franz freimüthig, „ich habe gethan, was mein Herz mir gebot. Auch komme ich jetzt, die Gerettete mir als meine Gefangene von Euch zu erbitten."

„Als Deine Gefangene?" fragte der Admiral und blickte ihn forschend an. Dann fuhr er mit väterlicher Rührung nach einer kleinen Pause fort, indem er seine Rechte bedeutungsvoll auf Franzens Schultern legte: „Mein Sohn, Du hast die Nichte unseres Feindes, Du hast eine Ander-Gläubige, eine Katholikin mit Selbstverläugnung dem Flammentode entrissen; diese That ist mir lieber und macht Dich mir werther, als hättest Du die entscheidenste Schlacht gewonnen. Geh! folge ferner der reinen Gottesstimme, die in Deinem Innern spricht, dann wirst Du ein Mensch seyn und bleiben mitten unter wilden Religionsschwärmern und der Beifall der Besten wird Dich adeln. Glaube mir: wer immer menschlich und

vernünftig handelt, der handelt auch immer göttlich und gerecht. Deinem Herzen darf ich vertrauen, das Dich zu dieser Bitte antreibt; darum lege ich das Schicksal der Gefangenen ganz in Deine Hände. Wer auf Gefahr des eigenen Lebens ein Mädchen aus den Flammen trägt, der ist auch nicht fähig, unedel gegen sie zu handeln. Geh, mein Sohn, ich bin mit Dir zufrieden!"

Franz küßte seinem Vater mit kindlicher Liebe und Dankbarkeit die Hand, indem er sagte: „Verlaßt Euch darauf, mein theurer Vater, daß ich Eure Zufriedenheit auch ferner zu verdienen mich bestreben werde."

Hierauf trennten sich Beide, um den wichtigen Begebenheiten des bereits angebrochenen Tages entgegen zu schreiten.

Fünftes Kapitel.

Es giebt Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich Eure Philosophie nichts träumen läßt.

Shakespeare.

Während der Prinz von Condé die innere magistratische Einrichtung der Stadt anordnete, bewaffnete der Admiral die noch unbewehrten Bürger derselben und theilte sie in regelmäßige Haufen, um so schnell als möglich die theuren Pfänder seines Herzens aus der Höhle erlösen zu können. Seinem unermüdlichen Eifer war es gelungen schon gegen Mittag eine beträchtliche Schaar schlagfertig zu haben. Aber wie erschrack er, als er den aus der Festung vertriebenen Kommandanten Cossé auf der nahen Anhöhe in der Nähe jener Höhle gelagert erblickte. Zugleich erfuhr er auch, daß demselben die Anwesenheit der Familien Condé und Coligny verrathen worden sey, daß er Eilende an den nur

zwei kleine Tagreisen entfernten Marschall von Tavannes gesandt, und ihn um Verstärkung gebeten habe. Der Admiral mußte befürchten, daß Tavannes schon am folgenden Tage in der Nähe von la Charité anlangen würde, und gegen eine solche Uebermacht konnte man kaum die Festung, vielweniger sich in offener Feldschlacht behaupten. Er wagte einen verzweifelten Angriff auf den Kommandanten, allein es war ihm unmöglich jenen aus seiner vortheilhaften Stellung, auf den Anhöhen zu vertreiben. Alle Stürme, die er zur Rettung der Seinigen unternahm, wurden abgeschlagen; alle Opfer, die der heldenmüthigste Muth brachte, waren vergebens.

Als der Admiral sah, daß er mit Gewalt nichts auszurichten vermochte, schlug er den Weg der Unterhandlung ein. Er versprach dem Kommandanten la Charité binnen vier Tagen zu übergeben, alle Kriegsvorräthe zu überliefern und die Gefangenen frei zu lassen. Dagegen verlange er nur den freien Abzug der Seinigen aus jener Höhle und einen ungestörten Rückzug auf Rochelle. Würde er diese Bedingungen nicht annehmen, so sollten alle Gefangenen getödtet, die Stadt verwüstet und die Fe-

stungswerke derselben geschleift werden. Auf sein Haupt würde dann alle Schuld fallen, und er würde vom König und vom Parlamente zur Verantwortung gezogen werden, ohne deren Befehle schon Tavannes den Frieden gebrochen habe. Mit diesen Drohungen glaubte der Admiral bei dem ängstlichen Cossé auszureichen, allein diesmal täuschte er sich. Die Antwort desselben war zwar allgemein, aber doch ziemlich deutlich und entscheidend: Wenn der Admiral solche Grausamkeiten verüben sollte, so würde man Repressalien zu brauchen wissen. Uebrigens könne ihm la Charité nicht entgehen; allein er als Unterbefehlshaber dürfe eine solch wichtige Kapitulation nicht abschließen, er möge daher mit dem Marschall von Tavannes in Unterhandlung treten.

Der Admiral sah deutlich, daß man ihn nur hinzuhalten suche, um Zeit zu gewinnen. In diesem furchtbaren Drange der Umstände blieb ihm nur noch ein Mittel übrig die Seinen zu retten, doch darüber stand ihm nicht allein die Entscheidung zu. Der Abend brach bereits herein und wenn etwas geschehen sollte, mußte rasch gehandelt werden. Er ritt demnach mit seinem Bruder Andelot, Rochefaucolt,

Montgommery, de Piles und d'Acier zum Prinzen von Condé.

Dort angekommen, schlossen sich die Verbrüderten vorsichtig ein, so daß es dem Ohre eines Lauschers unmöglich war, zu ihnen zu dringen. So vorbereitet nahm der Admiral mit einer Hoheit, die auf eine große geheime Macht schließen ließ, das Wort:

„Brüder," sprach er, „unsere Familien sind von den Feinden so eingeschlossen, daß sie nur noch auf dem einzigen Wege, der Euch Eingeweihten bekannt ist, zu retten sind. Fallen sie in die Hände der Guisischen Parthei, so werden wir dadurch in unseren kühnsten Unternehmungen gehemmt und nicht nur unserer Religion, sondern auch unserm Orden droht in Frankreich Vernichtung. Aber unsere Geheimnisse dürfen wir eben so wenig an's Licht der Welt treten lassen und sie der profanen Neugier und Unwissenheit preisgeben. Dieß würde jedoch der Fall seyn, wenn wir die Macht gebrauchen wollten, die uns zu Gebothe steht. Nein, das darf nimmermehr geschehen; denn dieses hieße ein leichtsinniges Spiel treiben mit den unschätzbaren Vermächtnissen erhabener

Meister. Nur einen Ausweg giebt es aus diesem verzweiflungsvollen Drang, wo wir unsere höhern göttlichen Pflichten nicht verletzen, wenn wir den niedern gehorchen. Und unsere ältesten und weisesten Meister drangen immer darauf, beide, so viel als möglich im Einklang zu bringen, und den Streit derselben nur als Prüfung des Willens, aber nicht als That aufzustellen. Ich stimme demnach, als der Höchste unsers Ordens, diesseits des Rheines, für Rettung der Unsrigen und für Vernichtung der Höhle mit ihren Geheimnissen und Schätzen. Uns bleiben noch andere geheime Versammlungsorte in den Gebirgen von Hochburgund und in den Sevennen."

„Bruder," erwiederte Andelot mit schwerem Ernste, „dürfen wir eine solche bedeutende Werkstatt, dürfen wir solche ansehnliche Sammlungen und Schätze der heiligen Vehme vernichten, bloß weil es unserer eigener besonderer Vortheil mit sich bringt. Bedürfen wir zu einer solchen That nicht nur die Einwilligung unseres Großmeisters, sondern auch die Zustimmung eines großen Theiles unserer Brüder."

Indessen diese furchtbaren Heimlichen der heiligen Vehme, denn das waren sie, wie aus

ihren Reden erhellet, sich noch über das Für und Wider ihres Unternehmens berathen, kehren wir zu den in der Höhle Eingeschlossenen zurück.

Diese hatten durch die vordere Oeffnung im Felsen den Brand der Stadt und den darauffolgenden Sturm des Admirals in banger Erwartung mit angesehen. Als sie aber bald darauf die königlichen Truppen aus derselben fliehend erblickten, wurde ihnen leichter ums Herz, denn sie schlossen hieraus, daß die Ueberrumpelung der Veste glücklich ausgeführt worden sey.

Allein den Einwohnern von la Charité war das Daseyn der Höhle kein Geheimniß und mehrere dieser Flüchtlinge suchten einen Zufluchtsort in derselben. Sie erschracken nicht wenig, als sie sich von Bewaffneten zurückgewiesen sahen und wandten sich bestürzt an den Kommandanten, ihm ihre gemachte Entdeckung mitzutheilen.

Cossé sammelte schnell eine beträchtliche Anzahl Krieger um sich und versuchte die Einnahme dirser Höhle. Allein de la Noue hatte

in der Geschwindigkeit den schmalen Eingang derselben mit Baumästen und Felsstücken verrammeln lassen und stand nun mit seinen tapfern Freunden in Bereitschaft, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Unter verschiedenartigen Gefühlen durchwachten die Belagerten die Ruhe gebietende Nacht. Die Allen gleichdrohende Gefahr hatte auch ihre Herzen unvermerkt näher gebracht. Der Unterschied des Standes schien in dieser engen Grotte, durch die ein höherer Weltbürgergeist wehte, verschwunden zu seyn.

Teligny küßte Louisen von Chatillon, die mit schwermüthigen Blicken durch die Felsöffnung die monderhellte Gegend betrachtete, die schöne Hand und schwur, so lange seine Pulse schlügen, solle kein Feind in dieses sie schützende Asyl dringen. Er würde sich überglücklich fühlen, wenn er mit seinem Leben ihre Rettung erkaufen könne. Die sonst so kecke Jungfrau konnte ihm nur durch einen sanften Liebesblick und mit einem zärtlichen Erröthen antworten.

Montbel stand nicht fern von ihnen an die Felsenwand gelehnt und weidete sich mit Entzücken an diesem Götterschauspiele. Sie sah

sie aufkeimen die himmlische Blume der ersten Liebe in dem zarten Mädchenbusen. Das schweigende Paar redete mit den Augen eine entzückendere Sprache, als sie je von der Poesie in Worten hervorgezaubert worden ist. Und diese wenigen Stunden des ruhigen Beisammenlebens entzündeten eine solche Gluth in ihren jugendlichen Herzen, daß ein ganzes Leben voll Widerwärtigkeiten und Stürme nicht vermögend waren, sie wieder auszulöschen.

Mit dem Aufschwung des neuen Tages wurden auch die Liebenden aus ihren süßen Träumereien geweckt und an die wahre Wirklichkeit erinnert. Cossé machte nun ernstliche Vorkehrungen, die Höhle und ihren Inhalt in seine Gewalt zu bekommen. Er versuchte die Baumzweige, womit der Eingang verrammelt war, anzuzünden und die dazwischen liegende Steine wegräumen zu lassen. Allein dieses Wagniß kostete vielen seiner Leute das Leben, denn die Angegriffenen waren wachsam und schoßen jeden, der eine Blöße gab, nieder.

Die nun erfolgten Angriffe des Admirals gegen den Kommandanten verschafften den Bewohnern der Höhle eine kurze Ruhe, welche sie

dazu benutzten, den Eingang ihres Asyls aufs neue zu verwahren. Kaum hatten sie sich wieder in einen bessern Vertheidigungszustand gesetzt, als ein Herold des Kommandanten Cossé vor der geschlossenen Oeffnung erschien und sie aufforderte, sich im Namen des Königs auf ritterliche Bedingungen zu ergeben; weigerten sie sich dessen, so würde man mit stürmender Hand hineinzudringen suchen und alles niedermachen.

Die Antwort, die de la Noue gab, war seiner würdig: Man solle nur stürmen, so lange aber nur noch ein waffenführender Arm in der Höhle thätig seyn könnte, würde es Keinem gelingen, lebendig hereinzudringen. Von Uebergabe könne keine Rede seyn, nie würde er sich der Gewalt ehrloser Verräther ausliefern. Sie harrten auf Entsatz, an Lebensmitteln hätten sie Ueberfluß und ihr Entschluß wäre, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Diese trotzige Antwort überzeugte den Kommandanten, daß er Männer vor sich habe, die sich nicht schrecken ließen. Ueberzeugt, daß ihm seine Beute nicht entgehen könne, befahl

r, die nutzlosen Angriffe einzustellen und die Ankunft des Marschalls von Tavannes abzuwarten, um zu vernehmen, was dieser zu thun gewillet sey.

Diesem Befehle wurde aber nicht Folge geleistet, denn mehrere seiner Leute setzten den Kampf ununterbrochen und hartnäckig fort, um sich den Preis, einen solch unschätzbaren Fang gemacht zu haben, zueignen zu können.

De la Noue suchte mit den anwesenden Rittern in der Vertheidigung des Einganges regelmäßig abzuwechseln, um sich vor gleichzeitiger Ermüdung zu sichern. Dennoch mußte er befürchten, er werde mit den Seinen endlich der übergroßen Kraftanstrengung erliegen, weil schon einige von ihnen aus bedeutenden Wunden bluteten und sich zur Führung der Waffen zu geschwächt fühlten. Nur de la Noue war nicht zu ermüden; er stand gleich einem zürnenden Cherub vor dem Paradiese und schlug mit unbezwinglichem Muthe und unerschütterlicher Kaltblütigkeit jeden erneuerten Angriff zurück. Allein die Noth wurde immer größer, die Gefahr immer unabwendbarer und die Hoffnung auf Rettung schwand immer mehr und

mehr. Auch die letzten Vertheidiger mußten fürchten, endlich der ermüdeten Natur zu erliegen; denn die Feinde verdoppelten ihre Angriffe mit erneuerter Wuth.

Aber jetzt in der höchsten Noth, wo schon Allen die Kräfte zu schwinden anfingen und der Muth zu sinken begann, wo die Frauen jammerten, die Kinder schrien und sich schon Alle rettungslos verloren glaubten, erschien endlich die langersehnte Hülfe. Plötzlich bewegte sich ein ungeheurer Felsblock, schloß den bisherigen Eingang der Höhle, endete so mit einem Schlage den Kampf und öffnete einen andern Ausgang aus derselben in das Innere des Berges.

Dieser sich bewegende Felsblock war äußerst merkwürdig in seiner Art; er ruhte nämlich mit seiner untern Fläche auf einem Felsen und neigte sich schräg über den Eingang der Höhle. Er lag, so zu sagen, auf der Waage im Gleichgewichte; wurde nun am andern Ende desselben eine etwas bedeutende Kraft angewandt ihn zu heben, so fiel er mit der bisher schräg hinauflaufenden Seite vor dem Eingange der Höhle nieder und machte es so Jedem unmög-

lich hereinzudringen. Auch jetzt war der Fels auf die eben beschriebene Weise in Bewegung gesetzt und eine neue Oeffnung gebildet worden. Zu gleicher Zeit traten mehrere ganz vermummte dunkle Gestalten in die Höhle und geboten mit dumpfer Stimme Ruhe und Frieden.

De la Noue befahl sogleich allen Anwesenden, sich diesen furchtbaren Heimlichen nicht zu widersetzen, sondern sich ohne Furcht ganz dem Willen derselben zu überlassen. Denn diese Beschützer der Gerechtigkeit und Feinde aller Uebelthaten wären sicher zu ihrer Rettung erschienen. Von diesen gefürchteten Mitgliedern der heiligen Vehme wurden Allen, die sich in der Höhle befanden, de la Noue ausgenommen, Kaputzen über die Köpfe gebunden und ihnen bei Gefahr des Lebens geboten, keinen Versuch zu wagen, sich zu enthüllen. Als diese vorsichtigen Vorbereitungen beendet waren, fühlten sie sich von den Vermummten theils fortgetragen und theils fortgeführt. Sie hatten auf diese Weise einen langen Weg, der fast zwei Stunden betragen mochte, zu machen. Auf diesem Zuge vernahmen ihre Ohren abwechselnd bald das Rauschen unterirdischer Gewässer und bald wieder das furchtbare Getöse eines fern-

herrollenden Donners untermischt mit zischenden Blitzen und plötzlichen Lichterscheinungen, die selbst durch die dichteste Verhüllung ihres Gesichtes noch auf ihre Augen wirkten. Endlich fühlten sie sich auf Wagen gehoben und fortgefahren. Bald darauf hörten sie einen solch fürchterlichen Knall und verspürten eine solch heftige Erschütterung der Luft, verbunden mit einem solch betäubenden polternden Getöse, daß sie glaubten, ein Erdbeben habe die hinter ihrem Rücken sich befindlichen Berge übereinander geworfen und die Felsen in den Abgrund der Erde geschleudert.

Diese Brüder der heiligen Vehme hatten endlich nach langem Für- und Wider-Reden den Entschluß gefaßt, die in der Höhle Zurückgelassenen durch die verborgensten Gemächer und Werkstätte ihres Ordens zu retten. Um aber ihre tiefsten beglückendsten Geheimnisse vor dem Mißbrauche neugieriger Unwissenheit auf ewig zu sichern, hatten sie eiligst einige Fässer Pulver in die Höhle bringen lassen und sie so mit allen unterirdischen Gängen, Geheimnissen und Schätzen lieber in Schutt und Nacht vergraben, als daß sie die Ehre ihres Ordens den ungeweihten Blicken nicht geprüfter selbstsüch-

tiger Menschen preisgegeben hätten, deren unlautere Eigenliebe auch das Heiligste nicht verschont, sondern es durch verwerflichen Gebrauch in den Staub erniedrigt und so den Segen bringenden Sonnenstrahl in einen Verderben bereitenden Weltenbrand verkehrt.

Die Vorwitzigen, die gegen den Befehl ihres Anführers den Kampf fortgesetzt hatten, büßten diesen Ungehorsam mit dem Leben. Cossé stand mit seiner übrigen Mannschaft so weit entfernt, daß er von der Explosion nicht erreicht werden konnte.

Noch jetzt betrachtet der Landmann mit frommer Ehrfurcht diese übereinander gestürzten Felsen und die Sage von den darunter verschütteten Schätzen und Geheimnissen hat sich bis auf den heutigen Tag in der dortigen Gegend erhalten. Und obgleich schon seit länger denn drittehalb Jahrhunderten die Felsen zersprengt wurden, um sie zu Bauwerken zu benutzen, so ist doch bis zum Innersten der Höhle noch kein menschliches Wesen gedrungen.

Die Geretteten befanden sich, als ihnen die Kaputzen abgenommen wurden, in einer weiten dunkeln Halle. Sie sahen bei dem

schwachen Mondesschimmer, der durch die hochgewölbten Fenster spärlich hereinfiel, die geheimnißvollen Gestalten in einem Seitengewölbe verschwinden und bald darauf von der entgegengesetzten Seite den Prinzen von Condé und den Admiral, von fackeltragenden Dienern umgeben, eintreten. Jetzt wurden sie mit Erstaunen gewahr, daß sie sich in der Domkirche von la Charité befanden.

Mit der größten Thätigkeit ward nun die Anordnung zur Fortsetzung der Reise betrieben; denn Tavannes erschien schon am andern Morgen mit seiner Reiterey vor der Festung und forderte sie zur Uebergabe auf. Mochte sie auch die gewisse Hoffnung beseelen, sich hinter den schützenden Wällen der Stadt noch lange gegen die große Uebermacht des Feindes vertheidigen zu können: so durften sie mit dem Rückzuge keineswegs mehr säumen, weil Tavannes bald einen andern Uebergang über die Loire auffinden würde und sie dann von dem letzten Zufluchtsorte der Freiheit, von Rochelle, abgeschnitten hätte. Der Zug ging jetzt auch rascher von Statten, da die Frauen und Kinder gefahren wurden und die übrigen Begleiter sich beritten machten.

Dem Baron d'Acier vertraute der Prinz von Condé die Vertheidigung der Festung an, dessen bewährte Tapferkeit er kannte, und der ganz dazu geschaffen war den Tavannes wenigstens so lange vor derselben zu beschäftigen, bis er mit den Seinen Rochelle's Mauern glücklich erreicht haben konnte. Andere getreue Anhänger versandte er in die verschiedenen Provinzen des Reiches, um die reformirte Parthey unter die Waffen zu rufen.

Franz von Coligny hatte die gerettete Jungfrau dem Schutze seiner Schwester Louise anvertraut, er beschwor sie jetzt, bei derselben zu bleiben und sich mit ihnen auf die Reise zu begeben. „Ich werde dann,“ sagte er mit liebevollem Schmeicheltone, „öfter so glücklich seyn können, bei Euch zu weilen, mit Euch zu reden und vielleicht gelingt es mir, den Aberglauben nach und nach zu vertilgen, der sich gespenstisch zwischen unsere Herzen drängt. Vielleicht entzündet meine Liebe auch in Eurem zarten Busen das göttliche Feuer, welches meine Brust durchglüht und mich allmächtig zu Euch reißt. Vielleicht würde ich dann aus Euren himmlischen Augen ein Geheimniß saugen, das mich zu den seligsten Menschen machen würde.“

Das holde Mädchen gab ihm mit sanften Erröthen die kecke Antwort: „Es ist nicht zart von Euch, daß Ihr mich mit Liebe bestürmt, denn ich befinde mich in Eurer Gewalt. Es ist nicht schön von Euch, daß ihr meines Glaubens spottet, denn ich bin Eure Gefangene. Dulden muß ich Euren Hohn und was Ihr über mich beschließet, denn ich bin in Eure Macht gegeben. Aber ist Eure Liebe so heiß, wie ihr sagt und seyd Ihr ein edler Mensch; so beweiset dieß dadurch, daß ihr mich zu meinem Oheim ziehen lasset.“

Hierauf küßte der beschämte Jüngling der lieblichen Jungfrau schweigend die Hand; dann ertheilte er auf der Stelle den Befehl, sie zur Stadt hinaus zu führen und dem Kommandanten Cossé zu überliefern. Dieser Befehl ward auch augenblicklich vollzogen. Ein vielsagender dankender Blick des Mädchens und ein zufriedener Händedruck seines Vaters, waren der schöne Lohn dieser großmüthigen That.

Die Brust von süßer Unruhe bewegt, von reizender Hoffnung erfüllt und von kühnen Entwürfen für die Zukunft gehoben, schwang sich der liebende Jüngling auf sein muthiges

Roß und jagte einem Thatenreichen Leben mit heiterer Stirne entgegen.

So erscheint oft mitten unter den Gräueln des Krieges die Göttin der Liebe mit ihrem holden Antlitze, bändigt nicht selten die rohesten Gemüther und führt mit sanftleitender Hand die Verwilderten zur Menschlichkeit und Milde zurück.

Sechstes Kapitel.

Die Treue
Ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er sich geboren.

.Schiller.

Glücklich erreichten der Prinz von Condé und der Admiral von Coligny mit ihren Familien und Anhängern am 18ten September Rochelle. Auch die verwittwete Königin Johanna von Navarra, Heinrich des Vierten Mutter, floh mit ihrem Sohne, ihrer Ziehtochter Maria von Klere vor der Verrätherei des Hofes, der sie durch Montlüc hatte wollen aufheben lassen und fand mit ihren Schätzen und Truppen Schutz hinter den Mauern dieser Festung.

Zahlreiche Mannschaften strömten aus allen Theilen des Reiches herbei. Die Freunde und Anhänger des Prinzen errichteten überall

Sammelplätze und riefen Krieger unter ihre Fahnen. Doch mehr noch als ihr Aufruf, mehr noch als der Feuereifer der Prediger, die von der Kanzel herab die Reformirten anreizten, sich mit den Waffen in der Hand zu erheben und die Religion zu vertheidigen; ja mehr noch als die fehlgeschlagene Verrätherei des Hofes gegen den Prinzen von Condé, gegen den Admiral von Coligny und gegen die Königin von Navarra, wirkte das treulose Benehmen der Regierung gegen die Hugenotten. Alle Edikte und Verordnungen, die zu dem Schutze der letzteren erlassen waren, wurden zurückgenommen und für ungültig erklärt. Beide Partheien kannten weder Mäßigung noch Schonung, der schrecklichste der Bürgerkriege stand in seiner ganzen frühern Furchtbarkeit wieder auf. Die Anführer säumten nicht die Phantasie ihrer Krieger durch leicht verständliche Sinnbilder immer mehr aufzuregen und zu entflammen.

So hatte zum Beispiel der Baron d'Acier Fahnen verfertigen lassen, worauf eine Hydra gestickt war, deren verschiedene Köpfe mit Kardinalshüten, Bischofsmützen und Mönchskappen bedeckt waren und die er unter der Gestalt

des Herkules tödtete. Dieser tapfere Vertheidiger von la Charité sah sich endlich genöthigt, da er auf keinen Entsatz hoffen konnte, die Festung unter ehrenvollen Bedingungen dem Tavannes zu übergeben. Die meisten streitbaren Bürger schlossen sich seinem Zuge an, unter diesen befanden sich auch der schlaue Cavagne und der rasende Briquemaut mit seinen Halskragen von Mönchsohren. Er wandte sich gegen Languedoc und Dauphiné und warb ein Heer welches gegen 25,000 Mann stark war, die er dann dem Prinzen von Condé zuführte. Auf allen Strassen des Reiches wimmelte es von Truppen, die dem Mittelpunkte ihrer Macht zuströmten. Sie verübten auf ihren Zügen die unmenschlichsten Barbareien, zerstörten Kirchen und Klöster, mißhandelten und verstümmelten Priester, Mönche und Nonnen, zerschlugen die Heiligenbilder, beraubten die Altäre ihres Schmuckes, zerbrachen die geweihten Gefäße derselben und trieben höhnenden Spott mit den heiligsten Reliquien der katholischen Kirche.

Diesem Unfuge zu steuern wurde rasch ein beträchtliches königliches Heer zusammengezogen, welches der Marschall von Tavannes, unter

dem Namen des Herzogs von Anjou, gegen die Hugenotten führte.

Noch vor der Mitte des Winters standen sich schon beide Heere schlagfertig gegenüber, trennten sich aber des Frostes wegen bald darauf wieder und bezogen die Winterquartiere, ohne eine Entscheidung der Waffen gewagt zu haben. Beide Partheien sammelten in der Ruhe des Winters neue Kräfte zu künftigen Kämpfen.

Der Kardinal von Chatillon, nachdem er Noyers mehrere Tage muthig vertheidigt und hierdurch dem Prinzen von Condé nebst seiner Begleitung Zeit verschaffte, nach la Charité glücklich zu entkommen, flüchtete sich anfangs in die Gebirge der Sevennen und von dort später in Matrosenkleidern nach England. Hier nützte er seinen Freunden durch geschickte Unterhandlungen und sandte ihnen Truppen, Geld, Geschütz und Lebensmitttel. Der Prinz ließ Kaperschiffe ausrüsten und machte ansehnliche Prisen zur See. Hierzu kam noch der Verkauf von Kirchengütern, die erhobenen Steuern in den von ihm behaupteten Landschaften, dann die Geschäftigkeit seiner Freunde und Anhän-

ger in Deutschland ihm Bundesgenossen zu erwerben und die katholischen Fürsten zur Neutralität zu bewegen. Dieses Alles setzte ihn in den Stand, seinem Heere eine solch' blühende Verfassung zu geben, als dieß bisher noch nie der Fall gewesen war. Er übte alle Rechte eines Souverains, strafte und begnadigte, erhob Steuern und ließ Geld schlagen. Man behauptet sogar es seyen von ihm Münzen mit seinem Bildniß und der Umschrift Ludwig der Dreizehnte, geprägt worden.

Eine bedeutende Verstärkung von Hülfsvölkern führten ihm der Herzog von Zweibrücken und der Markgraf von Baden zu. Um den deutschen Truppen den Eintritt in das Königreich zu eröffnen, rückte der Prinz von Condé aus den Winterquartieren gegen die Mitte Frankreichs vor. Auf diesem Zuge war es, wo ihn die königliche Armee unweit Jarnac unter sehr nachtheiligen Umständen überraschte und ihn zur Schlacht zwang. Um dem Gefechte auszuweichen, hatte der Admiral den mittlern Bogen einer steinern Brücke, welche über die Charente führte, abbrechen lassen; allein Tavannes ließ nicht nur während der Nacht dieselbe wieder herstellen, sondern auch

noch eine Schiffsbrücke über den Fluß schlagen, so daß er bis Tagesanbruch sein ganzes Heer übergesetzt hatte.

Jetzt schien die Schlacht unvermeidlich. Um aber eine festere Stellung zu gewinnen, verabredeten sich der Prinz von Condé und der Admiral, ihre Truppen auf die Anhöhen hinter das Dorf Bassac zurückzuziehen. Coligny hatte, um seinen Rückzug zu decken, unter de la Noue's und seines Sohnes Befehlen tausend Mann Schützen an einem Bache aufgestellt. Als er nun sah, daß Tavannes diese Nachhut mit einer solchen Uebermacht angriff, daß Allen augenblickliche Vernichtung drohte, so warf er sich, um ihnen wieder Luft zu machen, mit seiner ganzen Reiterey auf den Feind. Und obgleich er mit großem Ungestüm vorwärts drang und seinen Gegner augenblicklich in die Flucht jagte, so kam er doch zu de la Noue's und seines Sohnes Rettung zu spät; denn Beide waren bereits von dem tapfern Grafen von Brissac zu Gefangenen gemacht worden.

Als der Prinz von Condé den Admiral im Kampfe erblickte, eilte auch er mit seinem Heere herbei und nahm Theil an der Schlacht. Er warf auf dem rechten Flügel die Schwadro=

nen des Herzogs von Guise über den Haufen und griff den Herzog von Montpensier an, der aber Stand hielt und dadurch auch dem Herzog Anjou Zeit verschaffte, seine, vom Admiral zersprengten Schaaren, wieder zu sammeln.

Jetzt im wildesten Schlachtgetümmel hatte der Prinz von Condé das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen, und da ihm schon am Morgen das Pferd des Grafen von Rochefaucoult den einen Schenkel zerschmettert hatte, so konnte er sich nicht wieder emporarbeiten. Auf der Erde knieend, focht er noch eine zeitlang heldenmüthig bis er sich endlich dem Herrn von Argence ergeben mußte. Als ihn dieser in das Zelt des Herzogs von Anjou führen wollte, eilte der Hauptmann der Schweizergarde, Baron von Montesquiou herbei und schoß ihm meuchelmörderisch eine Pistolenkugel rücklings durch den Kopf, so daß er todt darnieder sank. Diese verbrecherische That blieb unbestraft, denn der Herzog von Anjou hatte vor der Schlacht den Befehl gegeben, des Prinzen auf keine Weise zu schonen.

Schon hatte der wüthende Herzog von Montpensier dem braven de la Noue und Franz von

Coligny das Todesurtheil gesprochen, als des ersten alter Kriegsgefährte, der Kapitain Martigues, der Soldat ohne Furcht genannt, herbeieilte und seinem Freunde und dessen jungen Gefährten durch Vorstellungen das Leben rettete. Doch konnte er nicht verhindern, daß Beide in das in der Nähe liegende Felsenschloß Chateau Cossé, als Gefangene abgeführt wurden.

Der Tod des Prinzen von Condé brachte plötzlich eine ungeheure Bestürzung und gränzenlose Verwirrung unter seinem Heere hervor. Selbst der unerschütterliche Heldenmuth und die entschlossenste Geistesgegenwart des Admirals, so wie die unendliche Tapferkeit seines Bruders Andelot, der dem zürnenden Kriegsgotte gleich die Feinde Schaarenweis niedermähte, konnten das Treffen nicht wieder herstellen, und das Heer von einer gänzlichen Niederlage sichern. Es gelang ihnen kaum ihre Freunde und einige zerstreute Haufen Krieger um sich zu sammeln, und sich mit ihnen fechtend nach Cognac zurückzuziehen.

Groß war der Verlust der Reformirten an diesem verhängnißvollen Tage, größer noch und verderbenbringender drohten die Folgen dieses

Verlustes zu wirken. Denn in dem Prinzen von Condé ging nicht sowohl ein bedeutender Feldherr, als vielmehr ein hoher Name verloren, der äußerst nöthig war, die Eifersucht der übrigen Anführer zu bändigen und die Einigkeit des Adels zu erhalten. Alle dünkten sich stark genug zu seyn, das Steuerruder führen zu können und doch war nur der Admiral der Mann, welcher fähig war, das lecke Schiff seinem Untergange zu entreissen, so wie nur er es bisher gewesen war, der dasselbe in allen Stürmen glücklich über Klippen und Untiefen geleitet hatte.

Nach dem verlornen Treffen bei Jarnac drohte noch ein harter Schlag den Muth des Admirals zu erschüttern. Durch ein bösartiges Fieber, welches wahrscheinlich die Folge einer Vergiftung war, verlor er seinen Bruder Andelot und in ihm seine beste Stütze im Heere und seinen rechten Arm im Felde. Alles stürmte auf ihn ein, seine Standhaftigkeit zu prüfen. Sein treuester Freund, de la Noue und sein Sohn Franz befanden sich in der Gewalt seiner Feinde. Die Eifersucht der Anführer drohte eine Zerstücklung der Macht herbeizuführen, der Adel war geneigt sich auf seine Schlösser

zu zerstreuen und das bei Rochelle stehende Heer stand auf dem Punkte, sich aufzulösen. Durch den Tod des Prinzen glaubte man Alles verloren. Aber jetzt erhob sich das Genie des Admirals mit Riesenkraft über die Verwirrung und entriß seine Freunde dem Untergange.

Er sandte auf der Stelle einen seiner vertrautesten Anhänger, den Ritter Teligny an die Königin von Navarra, ließ sie durch diesen geschickten Unterhändler von dem Stande der Dinge genau unterrichten und sie auffordern, sich eilends mit ihrem Sohne nach Cognac zu begeben, und diesen an die Spitze des Heeres zu stellen. Dieses sey das einzige Mittel, der gesunkenen Sache wieder aufzuhelfen; denn nur ein fürstliches Oberhaupt könne die kleinlichen Leidenschaften der übrigen Unterfeldherrn bändigen und Alle in den Schranken der Einigkeit erhalten.

Diese hochherzige Dame, deren frommes bescheidenes Gemüth sie zur Zierde der Reformirten erhob und deren männlicher Geist stets mit kühnen Entwürfen beschäftigt war, übersah mit einem Blicke den ganzen Umfang der ihrer Parthey drohenden Gefahr. Schnell ent-

schlossen begab sie sich sogleich auf die Reise zum Admiral, begleitet von ihrem sechszehnjährigen Sohne, dem Prinzen von Bearn, welcher später als Heinrich der Vierte den französischen Thron bestieg, und vom Prinzen von Condé, welcher einige Jahre jünger war, als jener.

Sobald sie in Cognac anlangte, ließ der Admiral die Truppen aufmarschiren und die Anführer derselben zusammentreten. Hierauf erschien die Königin von Navarra, beide Prinzen an den Händen führend, trat vor den versammelten Adel und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Mag auch die gerechte Sache," sprach sie mit Hochherzigkeit, „an dem Prinzen von Condé einen tapfern Vertheidiger verloren haben, mit ihm untergegangen ist sie nicht. Gott ist der mächtige Beschützer seiner Verehrer. Er erweckte dem Prinzen von Condé heldenmüthige Streitgefährten, welche ihm im Leben muthig fechtend zur Seite standen, er gibt ihm würdige Offiziere zu Nachfolgern. Ihr habt einen Fürsten verloren, hier ist mein Sohn, der Prinz von Bearn, aus königlichem Stamm' entspros-

sen, er sey Euer Fürst, Euer Führer! Hier ist auch der Sohn des Mannes, dessen Verlust Euch mit Recht so tief erschüttert. Beide stelle ich an Eure Spitze! Lasset ihre künftigen Thaten schon jetzt für sie reden und sie werth machen in die Fußstapfen ihrer Väter zu wandeln. Möchten sie das Band der Einigkeit aufs neue unter Euch knüpfen und Euch begeistern zum Kampf für Religion und für Freiheit.“

Ein lautes Geschrei des Beifalles war die Antwort der Zuhörer. Mit königlichem Anstand nahm hierauf der junge Prinz von Bearn das Wort: „Freunde,“ rief er aus, „hier unter freiem Himmel schwöre ich Euch, für die Religion und für die gute Sache zu kämpfen, bis uns Sieg oder Tod die gewünschte Freiheit verschafft haben.“

Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Reformirten und zum Feldherrn ausgerufen und empfing als solcher die Huldigung des Heeres.

Freier konnte nun der Admiral wirken, denn die übrigen Anführer unterwarfen sich jetzt willig seiner Führung. Seine Macht wuchs täglich. Er zog das Heer des Herzogs von Zwei-

drücken an sich. Dieser Fürst war, wie schon erwähnet worden ist, im Anfange des Jahres in Frankreich eingebrochen. Er hatte la Charité genommen und sich dadurch den Weg in das Innere des Reiches eröffnet, starb aber ehe sein Heer zum Admiral stieß. Auch der Prinz Wilhelm von Oranien führte dem Admiral eine bedeutende Verstärkung an Hülfstruppen zu. Mächtig genug, nun den Katholiken wieder im offenen Felde die Spitze bieten zu können, griff er sie bei la Roche Abeille an und schlug sie aufs Haupt.

Nur die äußerste Noth, die Pflicht der Selbsterhaltung hatte das Schwert ihm in die Hand gezwungen, nur mit wehmüthigen Widerwillen stand er fortwährend seinem eigenen Vaterlande feindlich gegenüber. Mit Herzbluten sah er dessen blühende Gefilde von den Furien des Krieges verwüsten und unter ihrem ehrenen Fußtritt verdorren. Deshalb war er auch zum Frieden aufrichtig geneigt und machte jetzt, während er auf seiner Laufbahn siegend vorwärts schritt, dem Hofe Friedensvorschläge. Er verlangte nichts weiter, als freie Religions-Uebung für die Reformirten und Aufrechthaltung der Edikte und Verordnungen, die zu ih-

ren Gunsten erlassen worden waren. Aber übermüthig gemacht durch das frühere Waffenglück, wies Katharina von Medicis alle Anerbietungen stolz zurück.

Der Admiral beschloß nun die Einnahme von Poitiers und belagerte in dieser Absicht die Festung. Er glaubte nicht, daß sich diese Stadt, ihres großen Umfanges wegen, lange halten würde; allein der Herzog von Guise warf sich in dieselbe und vertheidigte sie heldenmüthig. Diese Belagerung wurde dadurch, daß sich zwei solch große Männer gegenüberstanden, eine der bedeutendsten Begebenheiten des ganzen Krieges. Mochten die Belagerer auch noch so verzweifelte Angriffe, noch so überraschende aufopfernde Stürme wagen, es gelang ihnen nichts, sie wurden jedesmal zurückgeschlagen. Die Belagerten benutzten alle Elemente zu ihrer Vertheidigung. Sie setzten die ganze Umgebung der Stadt unter Wasser und gossen Ströme siedenden Oeles auf die Anstürmenden hinab. Sie konnten eine lange Einschließung aushalten, denn ihre Magazine waren mit Vorräthen aller Art angefüllt. Aber im Lager fehlte es bald an den nothwendigsten Lebensmitteln und dieser Mangel erzeugte allerlei

Krankheiten. Die Ruhr raffte viele Menschen hin, ja der Admiral selbst ward von einem bösartigen Fieber aufs Krankenlager geworfen. Hierzu kam noch die Furcht erweckende Nachricht, daß das Pariser Parlament ihn geächtet und einen Preis von fünfzig Tausend Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt hatte. Seine Freunde zitterten für sein Leben; denn wie leicht konnte es einem Schurken gelingen, den Sündenlohn zu verdienen.

Die verkleidete Gräfin von Entremont, die der Admiral außerordentlich lieb gewonnen hatte, wich fast nie von seiner Seite, sie machte jetzt seine Krankenwärterin, so wie sie auch ihre Aufmerksamkeit verdoppelte, um es jedem Verräther unmöglich zu machen, sich seinem Lager zu nahen. Oft, wenn er schlummerte, durchspähte sie die dortige Gegend und sammelte wohlthätige Kräuter, wovon sie große Kenntniß hatte, und bereitete ihm erquickende Tränke daraus.

Zu diesem Zwecke erstieg sie auch eines Tages, in Begleitung ihres treuen Hectors, eine in der Nähe des Lagers sich erhebende waldige Hügelreihe, die sich nordwestlich gegen Poitiers hin

abdacht und die Werke dieser Festung fast erreicht. In Gedanken versunken, drang sie diesmal tiefer als gewöhnlich in das Gehölz hinein. Plötzlich kam der vorausspührende Hector in demüthiger Stellung knurrend zurückgelaufen und gab die deutlichsten Anzeichen, daß sich Menschen in der Nähe befänden. Aufmerksam gemacht, schritt sie, nachdem sie ihren treuen Begleiter beruhigt hatte, vorsichtig weiter. So gelangte sie bald auf den Abhang eines Felsens, an dessen Fuße sie den alten Kammerdiener des Admirals, Dominique d'Albe, im Gespräch mit einem Manne erblickte, dessen finsteres bärtiges Gesicht und hagere Gestalt eingehüllt in ein langes morgenländisches Gewand auf einen Arzt, Astrologen oder Wahrsager schließen ließ. Der aufmerksame Leser wird in dem Beschriebenen leicht den Vertrauten der Königin Mutter, den Kosmus Ruggieri wieder erkennen.

Der Gräfin schien diese heimliche Zusammenkunft sehr verdächtig, sie strengte sich daher an, den Inhalt des Gespräches, welches sehr leise geführt wurde, zu vernehmen. Nur einige Worte drangen bis zu ihren Ohren, aber diese waren genügend, sie zu überzeugen, daß

ein Bubenstück im Werden sey. Es war die Rede von: „Hitzigen Fieber — Entzündung — einigen Stunden — Tod — Theilung des Preises,“ — und dergleichen verdächtige Sachen mehr. Sie bemerkte, daß der Astrolog etwas hervorzog, um dieß genauer zu sehen, neigte sie sich mehr vorwärts, verlor aber dadurch unglücklicher Weise das Gleichgewicht, und stürzte einige Klafter tief am Felsen hinunter und blieb dann im Gesträuche hängen. Durch ihr Ausgleiten hatte sie mehrere Steine losgerissen, die herabrollten und die Untenstehenden aufschreckten. Auch Hector machte einen gewaltigen Lärm, um rettenden Beistand für seine Herrin herbeizuziehen.

Dominique, der die Gräfin erkannte, theilte dem Italiener seine Entdeckung mit und äusserte die Besorgniß, daß sie wahrscheinlich von diesem Vertrauten des Admirals belauscht worden wären. Unentschlossen, was er beginnen solle, trieb ihn der Astrolog an, zum Kranken zu eilen und ihm das Pulver zu mischen. Er wolle den jungen Menschen entweder den Fels hinab stürzen, oder doch verhindern, früher zurückzukehren, als bis er sein Werk vollbracht haben könne. Nach einigem Widerstreben machte

sich der Kammerdiener auch eiligst auf den Weg.

Die Gräfin befand sich in einer verzweifelten Lage, hinaufzuklimmen an der glatten Felswand, die über zwei Menschenlängen hoch war, schien unmöglich und hinabzuspringen in den unter ihr befindlichen Abgrund, wäre ein tollkühnes und lebensgefährliches Beginnen gewesen. Dazu mußte sie befürchten, der Astrolog würde bald über ihr erscheinen, um ihr den Untergang zu bereiten. Sie versuchte, sich von Gesträuch zu Gesträuch zu schwingen, um wo möglich seitwärts einen Rettungsweg zu entdecken. Doch nur zu schnell für sie langte Ruggieri auf dem Felsen an und bemühte sich sogleich, einen großen Stein auf sie hinabzuwälzen. Doch in diesem Augenblicke erinnerte sie sich ihres muthigen Hectors, sie hetzte ihn — allein dieser treue Wächter hatte den Befehl seiner Herrin nicht abgewartet. Sobald er bemerkte, daß der Angekommene nicht auf Rettung, sondern auf's Verderben seiner Gebieterin sinne, fiel er wie rasend über ihn her, riß ihn nieder und zerfetzte ihn auf eine erbarmungswürdige Weise. So mußte dieser mitleidlose Bösewicht auf eine schmerzhafte Art für seine

Verbrechen büßen. Zwar starb er nicht an den empfangenen Wunden, aber die Andenken an diesen Tag trug er auf seinem Körper im ganzen übrigen Leben mit sich umher.

Unterdessen war Dominique bei seinem Herrn angekommen, welcher aus dem Schlummer erwachend, nach Montbel fragte. Er verlangte eine stärkende Arzney zu nehmen, die ihm die Gräfin gewöhnlich zu reichen pflegte, da sie aber nicht anwesend war, so fiel es gar nicht auf, daß Dominique dieses Geschäft übernahm. Dem Admiral, erhaben über jeden kleinlichen Verdacht, kam es gar nicht in den Sinn, daß sein alter, ihm so lange treugewesener Diener, zum Verräther an ihm werden könne. Vertrauensvoll empfing er den Becher aus des Mörders Händen und trank arglos das Gift hinunter. Schon hatte er einige Züge gethan, als Montbel athemlos in's Zimmer stürzte, ihm den Becher, mit dem Worte: Gift! aus den Händen riß und erschöpft niedersank. Es war ihr endlich, durch Klettern und Winden von Gesträuch zu Gesträuch gelungen, eine Stelle des Felsens zu erreichen, wo er eine ziemlich schräge Richtung ins Thal nahm. Sie wagte das Letzte, gleitete auf ihn hinab und kam auch,

einige unbedeutende Verletzungen abgerechnet, glücklich am Fuße desselben an. Dem Sturmwinde gleich flog sie zum Admiral und kam gerade noch früh genug, ihren Helden zu retten.

Der alte Sünder taumelte, als er sich entdeckt und verrathen sah, leichenblaß zurück. Die anwesenden Freunde des Admirals überzeugten sich bald von seiner Treulosigkeit und schickten ihn, ohne Umstände zu machen, zum Aufknüpfen fort.

Vergiftungen waren zu jener Zeit bei hohen politischen Personen so häufig, daß sie gewöhnlich sich mit schützenden Gegenmitteln versahen. Diese Vorsicht rettete auch dem Admiral um so eher das Leben, da er erst wenig von dem Gift genossen hatte. Ja dieses Gift verwandelte sich dadurch, daß es durch Gegengifte unschädlich gemacht wurde, aber doch den Körper etwas angriff, in eine wohlthätige Arzney, die ihn von seinem Fieber befreite.

Als die Gräfin sich von der übermäßigen Anstrengung erholt hatte, redete der Admiral sie mit folgenden Worten an: „Mein theurer Freund," sprach er gerührt, „Eure unermüdliche Wachsamkeit und treue Fürsorge rettete

mein Leben. Durch tausend Liebesdienste habt Ihr schon längst mein Herz an Euch gefesselt und mich nun durch diese That zu Eurem ewigen Schuldner gemacht. Möchte der Himmel mir vergönnen, Euch einst vergelten zu können, was Ihr mit so vieler Aufopferung an mir gethan habt."

Eine glühende Röthe überflog bei der Aeusserung des Admirals das Gesicht der Gräfin und sie behielt kaum so viele Geistesgegenwart die Worte hervorzustammeln: „Eure Zufriedenheit ist mein schönster Lohn und wird mich ewig beglücken."

Um die langwierige und zwecklose Belagerung von Poitiers mit einem Schein von Ehre aufzuheben, benutzte der Admiral eine Gelegenheit, die sich ihm hierzu darbot. Man hatte die im Lager Erkrankten nach einem in der Nachbarschaft gelegenen festen Orte, Namens Chatellerault, geflüchtet. Der Herzog von Anjou, welcher jetzt mit einem Heere im Felde erschien, beabsichtigte die Einnahme dieser Stadt; den Versuch zu hintertreiben, brach der Admiral auf und erreichte auch glücklich seinen Zweck. Aber sein Heer hatte vor Poitiers durch Stürme, Krankheiten und

Desertation so sehr gelitten, daß er auf einen Rückzug bedacht seyn müßte. Allein seine Krieger, vorzüglich die deutschen Hülfsvölker, hatten noch rückständigen Sold zu fordern, sie verlangten jetzt Bezahlung oder eine entscheidende Schlacht, um Beute machen zu können. Als der Admiral, welcher ungern Alles auf einen Wurf setzte, noch auf Mittel sann, sein murrendes Heer auf irgend eine Weise zufrieden zu stellen, um dem Kampfe mit dem weit stärkern Feinde auszuweichen, überraschte ihn derselbe bei Moncontour in einer ungünstigen Stellung und zwang ihn zur Schlacht.

Alle Tapferkeit der Deutschen, der verzweiflungsvolle Heldenmuth des reformirten Adels, ja selbst die ruhige Entschlossenheit, die unerschütterliche Geistesgegenwart und das überragende Feldherrntalent des Admirals konnte sein Heer vor einer gänzlichen Niederlage und Vernichtung nicht schützen. Fast das sämmtliche Fußvolk wurde aufgerieben, Gefangene wurden wenig gemacht und vorzüglich wurden alle Deutsche, die man mit dem Schwerte erreichen konnte, niedergehauen, denn sie hatten in der Schlacht bei la Roche Abeille den Katholiken auch keinen Pardon gegeben. Der

Admiral vermochte kaum einen kleinen Theil seiner Reiterey zusammenzuhalten, um die Flucht der Prinzen von Bourbon zu decken, die man nach St. Jean d'Angely rettete. Die Trümmer seines geschlagenen Heeres, die sich nach und nach zusammenfanden, warf er zum Theil in diese Festung und vertraute die Vertheidigung dieser Vormauer von Rochelle dem unerschrockenen de Piles an. Mit dem Reste verstärkte er Rochelle, er selbst schlug sich durch den Feind und zog sich in die Gebirge von Languedoc zurück.

So gänzlich aufgelöst, zerstreut und machtlos war die hugenottische Parthey noch nie gewesen, so entmuthet und hoffnungslos die Anführer noch nicht. Schon sprach man von Flucht aus dem Königreiche und vom Ansiedeln in England und den Niederlanden, doch diesen kleinmüthigen Plan verwarf der Admiral durchaus. Und obgleich er um diese Zeit die Nachricht erhielt, daß sein schönes Schloß mit der anliegenden Stadt Chatillon von den königlichen Truppen überfallen, geplündert und mit allen Schätzen und Kostbarkeiten ein Raub der Flammen geworden war: so schaute doch er allein unbezwungenen Herzens ruhig in die

Zertrümmerung seines Glückes und flößte mit heitrer Stirn seiner Umgebung Muth ein. Ihm allein schien in dieser Nacht des Unglücks der Stern der Hoffnung nicht untergegangen zu seyn, seinem Geist allein blieb Licht in dieser Finsterniß. Unerschütterlich stand er da, dem Urgebirge die Erde zu vergleichen, welches auch einstens, wenn die Räder der Weltuhr schon längst abgelaufen sind, noch trotzig das felsige Haupt aus dem gährenden Chaos zum Himmel erheben wird, als wollte es der alleszerstörenden Zeit zurufen: nur wer mich schuf, kann mich wieder vernichten!

Siebentes Kapitel.

Wie einst dem Werde des Allmächtigen,
Die ganze Schöpfung bildend sich entwand:
So sprosset aus der seelenvollen Liebe,
Die Welt des Guten und des Schönen auf.

Nach der gewonnenen Schlacht bei Moncontuor verfolgte der Herzog von Anjou unaufgehalten seine Siegesbahn, eroberte eine Menge minderbedeutender Städte, bis er vor St. Jean d'Angely einen ernstern Widerstand fand. Der Ruhm seiner Heldenthaten durchflog ganz Frankreich, er lebte auf den Zungen der Hofleute und strömte von den Lippen der Königin Mutter, die mit ihrer schmeichelnden Umgebung wetteiferte, das Verdienst ihres geliebtesten Sohnes zu erhöhen und zu bewundern. Aber hiedurch erregte sie die Eifersucht und Ruhmbegierde des Königs, der sich mit Verdruß und Neid von seinem Bruder

verdunkelt sah. Ihn von der Armee abzurufen, fehlte es an einem schicklichen Vorwand, er entschloß sich also, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen und mit seinem Bruder gemeinschaftlich die Lorbeern zu sammeln, auf die sie doch Beide so eigentlich keinen Anspruch machen konnten; denn das erprobte Feldherrntalent des tapfern Marschalls von Tavannes, so wie das aufstrebende Genie des Herzogs von Guise, hatten das Glück der Schlachten an die königlichen Fahnen gebunden.

Karl der Neunte und seine Mutter Katharina von Medicis kamen mit ihrem ganzen Hofstaate beim Heere an, als dasselbe eben vor St. Jean d'Angely angelangt war. Sie nahmen ihren Aufenthalt auf dem in der Nähe dieser Stadt gelegenen Felsenschlosse Chateau Cossé.

Der König berief die Feldherrn, welche sich noch nicht vereinigt hatten, ob es besser sey, die Festung zu belagern, oder dem flüchtenden Admiral nachzusetzen, zu einem Kriegsrathe, den er unter seinem Vorsitze eröffnete.

Die vornehmsten Mitglieder dieser Versammlung waren außer dem König, die Köni-

gin Mutter, der Kardinal von Lothringen, die Herzoge von Anjou und Guise und der Marschall von Tavannes.

Der König nahm zuerst das Wort, indem er den Marschall von Tavannes anredete: „Ihr seyd," hub er an, „der älteste und erfahrenste Feldherr in diesem Kreise, d'rum wollen wir Euern Rath zuerst hören, was unter den jetzigen Umständen das Beste zu thun sey."

Tavannes erwiederte hierauf mit männlicher Bescheidenheit: „Ich fühle die hohe Gnade, die mir Euere Königliche Majestät angedeihen lassen, in tiefster Seele, und werde unumwunden meine klare Meinung sagen. — Der Admiral ist, wie bekannt, total geschlagen, sein Heer so gut wie vernichtet und er ist nicht vermögend, in gegenwärtiger Lage einen bedeutenden Widerstand zu leisten. Deswegen halte ich es für das Rathsamste, man ließe ihn gar nicht wieder zu Athem kommen, sondern verfolgte ihn auf allen Krümmungen seiner Flucht, bis er entweder genöthigt ist Frankreichs Boden zu verlassen, oder sich in einen festen Ort zu werfen. Im erstern Falle wäre seine Parthei so gut wie vernichtet, und im letztern Falle würde

sie mit ihm untergehen. Wird hingegen die kostbare Zeit mit langwierigen Belagerungen verschwendet, so sammelt er sich wieder ein Heer und steht uns in kurzer Zeit eben so furchtbar gegenüber, als früher."

„Was sagen meine andern Feldherrn zu diesem Rathe," fragte der König mit einer Hoheit, die andeutete, er habe Neigung seine Majestät geltend zu machen. „Sprecht ihr zuerst, Bruder Anjou!"

„Mein königlicher Bruder," antwortete der Angeredete mit scheinbarer Offenheit, „der Marschall von Tavannes ist ein erfahrner Feldherr und deshalb sein Rath wohl in Erwägung zu ziehen. Auch mich dünkt das angedeutete Verfahren das kürzeste Mittel zu seyn, unsere Feinde zu vernichten."

„Laßt nun auch Eure Meinung hören, Herzog Guise!" sprach der König mit nachlässiger Erhabenheit zu diesem, die vermuthen ließ, es herrsche eine Spannung zwischen ihnen.

„Ich finde," bemerkte der Herzog mit Gleichgültigkeit, „der Rath des Marschalls

von Tavannes ist nicht zu verwerfen, denn er gründet sich vermuthlich auf Erfahrung. Was mich betrifft, so handle ich lieber, als daß ich rathe."

„Und welche gelehrte Auseinandersetzung des Für und Wider, werden wir von unserm weisen Freund, dem Kardinal von Lothringen zu hören bekommen?" Fragte der König mit scherzhafter Leutseligkeit den Prälaten, ohne die Ironie zu verbergen, die hinter seinen Worten versteckt war.

Der Kardinal war zu fein und zu schlau, als daß er es sich hätte merken lassen, wie empfindlich er sich von des Königs unbesonnener Laune getroffen fühle. „Ich, mein königlicher Herr," antwortete er mit priesterlicher Demuth, „bin nicht Soldat und verstehe mich also wenig auf die Vortheile in der Kriegsführung. Dennoch leuchten mir die Gründe des Marschalls von Tavannes ein; aber mit meinem Ausspruche muß ich mich so lange bescheiden zurückziehen, bis ich auch die Meinung Eurer Majestät vernommen habe. Nur wenn ich diese gehört, bin ich im Stande zu entscheiden, welche Gründe mir wichtiger und heilsamer dünken."

„Bravo, Herr Kardinal!“ lachte der König, „das heißt mit Klugheit sich hinter seiner eigenen Weisheit verstecken. — Doch meine königliche Mutter hat noch nicht geredet!“

Katharina von Medicis, unzufrieden mit den ruhmsüchtigen Entwürfen des Königs, weil er im Kriege leicht ihrer mütterlichen Führung entwachsen könne, suchte seine ehrgeizigen Gesinnungen zu untergraben. Langwierige Belagerungen schienen ihr das wirksamste Mittel zu seyn, die erwachte Kriegslust des Königs zu ermüden und zu ersticken. Auch befürchtete sie, die guisische Parthei möchte im Kriege ein zu grosses Uebergewicht gewinnen. Mit dem Kardinal von Lothringen lebte sie ohnehin seit einiger Zeit in einer kleinen Spannung, und so war es natürlich, daß sie auch dessen Neffen auf seiner begonnenen Siegeslaufbahn aufzuhalten sich bemühte. Dann hatte sie auch bemerkt, daß der König die Nichte des Baron von Cossé, Margaretha von Ailly, sehr liebenswürdig fände. Diese war im Frühjahr, als der Herzog von Zweibrücken la Charité eroberte, von ihrem Oheime hieher geflüchtet worden. Der Letztere befand sich seit jener Zeit als Unterbefehlshaber beim Heere und machte jetzt den Wirth seines

königlichen Herrn. Katharina von Medicis hoffte die Leidenschaft ihres Sohnes immer mehr zu entzünden und ihn so von den ernsten Staatsgeschäften zu Liebeständeleien hinzuleiten. So viele Gründe mußten sie bestimmen, auf die Belagerung von St. Jean d'Angely und Rochelle zu dringen. Nachdem sie das Schwierige und Gewagte, den Admiral auf seiner Flucht zu verfolgen, gezeigt, und das Gefährliche, feste Städte im Rücken zu lassen, auseinander gesetzt hatte, schloß sie ihre Rede mit folgenden Worten: „Man nehme also den Hugenotten ihre Zufluchtsörter, dann ist auch ihre Macht gebrochen. Mag der Gang, unsere Feinde auf diese Weise zu Grunde zu richten, etwas langsamer als jener seyn, so führt er auch um desto sicherer und gewisser zum Ziele."

„Ja, so sey es," sprach der König mit gebietrischer Stimme; „erst werde St. Jean d'Angely erobert und dann Rochelle im Sturm genommen. Dies ist mein Wille und Befehl."

Hiermit war die Sitzung aufgehoben. Einige Tage nachher beurlaubte sich Tavannes unter dem Vorwande von Kränklichkeit und um sich von den Anstrengungen des mitgemachten

Feldzuges zu erholen, vom Könige und zog sich in seine Statthalterschaft Burgund zurück. Der König lebte fast nur dem Vergnügen, ernannte den Baron von Cossé zum Marschall und ließ die Angelegenheiten des Krieges und der Belagerung von ihm und seinem Bruder Anjou besorgen. Aber der entschlossene de Piles, Kommandant von St. Jean d'Angely, vertheidigte sich mit einer solchen Unerschrockenheit und Tapferkeit, daß die Einnahme dieser Festung sich sehr in die Länge zu ziehen drohte.

Während dieser Zeit war, wie schon gesagt, die Königin Mutter beflissen, ihren Sohn auf mancherlei Weise von seinen kriegerischen Ideen abzuleiten. Deshalb hieß sie auch Jeden, der dem Vergnügen und der Zerstreuung sich opferte und hingab, auf Chateau Cossé freundlich willkommen.

Dieses Schloß erhob sich auf einem mehrere hundert Fuß hohen Sandsteinfelsen und bot die entzückendsten Aussichten in die ganze Umgegend dar. Die Veste selbst, deren frühere Größe nur noch in den kolossalen Ruinen fortlebt, konnte fast unüberwindlich genannt werden. Der Felsen hatte nur gegen Süden, wo sich in Schlangenwindungen der schmale Auf-

gang durch viele Thore hinanschlängelte, eine allmählige Abdachung, die übrigen Seiten waren fast senkrecht und machten die Ersteigung außerordentlich schwierig. Unmöglich wurde sie hier erst durch die dann beginnenden hohen Mauern der Burg selbst. Das Schloß, im alterthümlichen, aber ziemlich regelmäßigen Style erbaut, hatte noch vier feste Thürme zur Schutzwehr, welche die Ecken bildeten. Beinahe den ganzen mittlern Stock desselben nahm ein riesenhafter Rittersaal ein, aus welchem nach den vier Hauptweltgegenden hin große Flügelthieren auf eben so viele massive Söller führten.

Diese weite Halle war ganz dazu geschaffen, den königlichen Hofstaat in sich aufzunehmen. Eines Tages, als der König mit seiner Umgebung Ball in derselben spielte und Katharina von Medicis im Kreise ihrer Damen auf einem der Söller, welcher in den innern Hofraum hinausragte, weilte, an dem Vergnügen ihres Sohnes sich mitergötzend: bemerkte sie, daß die sich sonst unten fröhlich tummelnden übrigen Schloßbewohner, um einen Troubadour versammelt standen, und dem lieblichen Gesange desselben zuhörten.

Das Zeitalter der Troubadours war freilich schon längst im Zeitensturme untergegangen; allein noch im fünfzehnten Jahrhundert hatte bekanntlich der poetische König René von Neapel ein heiteres Idyllenleben hervorzuzaubern gewußt, und einen Hofstaat von Minnesängen um sich versammelt, um der rauhen Wirklichkeit und sich selbst zu vergessen. Diese pflanzten sich nachher in Frankreich immerwährend fort, wurden von Hohen und Niedern gern gesehen und in Ehren gehalten, bis sie zuletzt zu gemeinen Spielleuten und Bänkelsängern herabsanken und ausarteten. Dieser Troubadour schien noch der guten alten Zeit anzugehören; denn er hatte mit so vielem Feuer und mit so schwärmerischer Phantasie eine schauerlich-rührende Romanze vorgetragen, daß alle Zuhörer im jauchzenden Beifall ihr Entzücken zu erkennen gaben. Ja selbst der König, der sich sonst in seinem Lieblingsspiele nicht stören ließ, war aufmerksam auf ihn geworden und befahl ihn heraufzurufen. „Aber wie ich bemerke,“ fuhr er mit feinem Spotte fort, „fehlt meine schöne Schwester bei diesem Ohrenschmause, und sie ist nicht nur eine große Verehrerin dieser reizenden Kunst, sondern auch eine feine Kennerin derselben, ich kann mir das Ver-

gnügen nicht versagen, sie selbst herzuführen. Man erwarte meine Zurückkunft."

Hierauf verließ er mit ironischem Lächeln den Saal und eilte dem Zimmer der Prinzessin Margaretha zu. Die Zofe vor demselben wagte es nicht, ihm den Eintritt zu verwehren; er öffnete die Thüre und überraschte den Herzog von Guise in den Armen seiner Schwester.

„Par le mort Dieu!" rief er zornig. „Dachte ich es doch, ich würde den seynwollenden Mars bei der Venus finden; aber Herzog, Ihr sollt nicht ungestraft eine Valois mit Liebesnetzen umstrickt und durch Eure allzugroße Vertraulichkeit beschimpft haben."

„Gemach mein König!" erwiederte der Herzog stolz. „Die Liebe eines Guise schändet keine Valois, und eine Verbindung zwischen beiden Häusern liegt nicht im Reiche der Unmöglichkeit, denn auch in meinen Adern fließt königliches Blut."

„Hochmüthiger Vasall!" donnerte Karl, „die Könige Frankreichs hoben Euren Stamm aus dem Staube und zogen ihn aus der Dun-

kelheit hervor ans Licht der Welt, damit er dem Throne diene, aber nicht zu demselben hinanzuklimmen suche. Die Könige Frankreichs können ihn auch wieder stürzen und vernichten, wenn seine Zweige vergessen sollten, daß sie nur Vasallen sind. Herzog, Ihr thut wohl, meinen Hof bis auf weitere Befehle zu verlassen."

Schon wollte der Herzog diese Kränkung zurückgeben, aber ein Wink der Geliebten beschwichtigte den schon aufgeregten Sturm wieder. Nach einer Pause antwortete er mit erkünstelter Ruhe: „Euer Majestät seyd zornig und der Zorn macht Euch ungerecht gegen mich. Ihr vergeßt die Verdienste, die meine Ahnen sich um Frankreichs Krone sammelten, und scheut Euch nicht mich verächtlich zu behandeln. Ich erwarte, daß Ihr in ruhiger Stimmung die mir zugefügte Beleidigung auszulöschen sucht, bis dahin begebe ich mich mit meinem Oheime nach Rheims zurück."

„Daran thut ihr sehr wohl, Herzog," entgegnete der König gemäßigter, „denn um zu minnen seyd ihr nicht zum Heere berufen worden. Wir bedürfen Eurer nicht mehr."

Hierauf bot er seiner Schwester, die eine stumme Zeugin dieser Scene gewesen war, den

Arm und führte sie in seiner veränderlichen Laune mit fast heiterem Gesichte zum Sänger, ohne den Anwesenden von dem Vorgefallenen etwas ahnen zu lassen.

Kaum waren sie bei der fröhlichen Gesellschaft angelangt, als der aus dem Lager kommende Marschall von Cossé in den Saal trat und dem König die angenehme Botschaft brachte, daß der Kommandant von St. Jean d'Angely eine Kapitulation abzuschließen gewillet sey, die Festung gegen freien Abzug nach zehn Tagen zu übergeben, wenn binnen dieser Zeit kein Entsatz erscheinen würde. Der König, um der langwiergen Belagerung baldmöglichst ein Ende zu machen, bewilligte augenblicklich alle Forderungen. Er betrachtete sich schon als Herrn der Festung, weil er wußte, daß die Hugenotten unmöglich ein Heer in's Feld zu stellen vermochten. Deshalb befahl er auch noch, diesen Freudentag durch ein glänzendes Fest zu verherrlichen.

Hierauf berichtete der Marschall von Cossé dem König, ein Abgesandter des Herzogs von Savoyen sey zugleich mit ihm in die Veste eingezogen und lasse seine Majestät um eine Au-

dienz bitten. Karl befahl ihn herbeizuführen; aber überrascht trat er einen Schritt zurück, als ihm der Botschafter das herzogliche Schreiben überreichte und er in demselben den berüchtigten San Pietro erkannte.

San Pietro, den wir als Gefangenen auf Noyers zurückgelassen haben, ward durch die baldige Einnahme dieses Schlosses wieder in Freiheit gesetzt. In Folge seines verunglückten Unternehmens rieth ihm Tavannes das Königreich auf einige Zeit zu meiden. Weder der Hof noch die Regierung wolle von dieser sogenannten Verrätherei etwas wissen, und man würde, um sich vor der Welt zu reinigen, ihn als einen Betrüger bestrafen, wenn man seiner habhaft werden sollte. Er begab sich hierauf an den Hof des Herzogs von Savoyen und ward von diesem kriegerischen Fürsten mit offenen Armen empfangen. Der Herzog sandte ihn sogleich in die Pyrenäenbäder, um die Gräfin von Entremonts, die gegen seinen Willen ihren dortigen Aufenthalt verlängerte, mit Güte oder Gewalt zurückzubringen. Er führte seinen Auftrag pünktlich aus, brachte seine schöne Gefangene zum Herzog, welcher aber nicht wenig erstaunte, statt der Gräfin, deren Neffen Gasto de Leyran vor

sich zu sehen. Die Neigung ihres Charakters zu kühnen Abentheuern kennend, vermuthete er irgend ein romanhaftes Unternehmen von ihr. Er ließ ihre Spur durch seine Kundschafter verfolgen und er erfuhr bald, was er wissen wollte. Dem San Pietro versprach er die Hand der schönen Gräfin und sollte sie sich dessen weigern, einen Theil ihrer Güter, wenn er sie unter seine Vormundschaft und Gewalt zurückbrächte. Mit Vollmachten und Empfehlungschreiben versehen, langte jetzt San Pietro bei dem Könige an.

Der König las sogleich das herzogliche Schreiben, übergab es dann lachend dem Kardinal von Lothringen und befahl ihm, es der Gesellschaft mitzutheilen.

Der Kardinal that, wie ihm geheißen wurde, und las folgenden Brief mit lauter Stimme vor:

„Mein Königlicher Herr!“

„Hiedurch benachrichte ich Eure Maje„stät, daß die Gräfin von Entremonts, meine „Mündel und Vasallin, gegen meinen aus„drücklichen Befehl mein Land heimlich ver„lassen und sich zu Euren Feinden geflüchtet

„hat. Aller Weiblichkeit entsagend, kämpft „sie in Männerkleidern unter dem Namen „des Grafen von Montbel im hugenottischen „Heere. Mögen Euer Majestät meinem Bot„schafter, dem Signor San Pietro, gestat„ten, sich auf irgend eine Weise der Person „der Gräfin zu bemächtigen, oder wenn sie „schon Eure Gefangene seyn sollte, mir sie „durch denselben ausliefern zu lassen.“

„Euer Majestät dienstwilliger

Franz, Herzog von Savoyen u. s. w.

Der Kardinal hatte kaum geendet, als schon der Minnesänger ohnmächtig niedersank. Dieser seltsame Zufall fesselte plötzlich die Aufmersamkeit Aller, man sprang ihm bei, und überrascht rief San Pietro freudig: „Heiliger Gott! sehe ich recht, so ist dieß mein leichtfüßiger Gegner. Wahrhaftig, ich täusche mich nicht, dieser Troubadour ist die Gräfin von Entremonts!“

Sie war es wirklich. Alle staunten die kühne Frau an und die Königin Mutter befahl, sie auf eines ihrer Zimmer zu führen und ihr aus der königlichen Garderobe einen standesmäßigen Anzug zu reichen.

Die Gräfin erholte sich von ihrer Ohnmacht bald wieder. Die Entdeckung, ihren ganzen Plan vor der Welt geoffenbart zu sehen, hatte ihr plötzlich diesen Unfall zugezogen. Margaretha von Ailly, die sie begleitet hatte, erbot sich jetzt, ihr beim Umkleiden behülflich zu seyn. Die Gräfin nahm diesen Vorschlag mit Freuden an und benutzte das Alleinseyn mit derselben zu folgender Unterredung:

„Ihr meine junge Freundin,“ begann sie, als sie sich überzeugt hatte, kein fremdes Ohr belausche sie, „werdet begierig seyn, meine Schicksale zu vernehmen, doch erlaubt mir, die Erzählung derselben auf eine gelegenere Zeit zu verschieben. Ich will diesen Augenblick dazu benutzen, Euch den wahren Grund meines Hierseyn mitzutheilen. Erfahrt denn, wenn Ihr es noch nicht wissen solltet, daß der Sohn des Admirals und der brave de la Noue hier im Burgverließe schmachten. Sie zu befreien, bin ich gekommen, auf Euch gründet sich der Plan zu ihrer Rettung. Ihr werdet es gewiß nicht dulden, daß der hochherzige Jüngling, der mit Gefahr des eigenen Lebens Euch dem Flammentode entriß, länger Ketten trage, Ihr werdet sicher Alles aufbieten ihn aus dem Gefängnisse

zu erlösen. Mir sind durch die Entdeckung meiner Person nicht nur die Hände gebunden, ferner für meine Freunde zu wirken, sondern auch mich erwartet vielleicht Kerkersnacht. Aber Euch kann ich Mittel geben, uns Alle zu retten. Hier nehmt diese seidene Strickleiter, sie ist leicht zu verbergen und lang genug, von der Mauer hinabzureichen auf den kleinen Vorsprung des Felsens im Nordwesten der Burg. Dort harren Freunde, welche uns sicher an der schrofen Felswand hinableiten werden, wenn Ihr uns bis dahin befördert habt. O säumet nicht für die Eingekerkerten Alles zu wagen, denn hier erwartet sie vielleicht Tod. Versprecht mir die schleunigste Hülfe meinen Freunden zu bringen und bedenkt, daß der gute Jüngling es wohl um Euch verdient hat, durch Euch befreit zu werden."

Die Jungfrau, der man bis jetzt die Anwesenheit der Gefangenen verheimlicht hatte, versprach in der Angst ihres Herzens Alles, was die Gräfin von ihr begehrte. Zwar sah sie noch keine Möglichkeit vor sich, ihre Zusage glücklich zu lösen; allein die Liebe, welche sich wider ihren Willen und ohne daß sie sich es selbst gestehen mochte, in ihren Busen geschli-

chen hatte, weckte nun auch Rathschläge und Entschlüsse in ihrer Seele, die ohne den kleinen nimmerruhenden Gott wohl schwerlich in ihr aufgestiegen wären.

Sobald die Gräfin völlig umgekleidet war, begab sie sich zur königlichen Gesellschaft zurück. Alle warteten schon voll Begierde, ihre merkwürdigen Schicksale aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Durch das Erzählen ihrer interessanten Abentheuer wußte sie die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer in einem so hohen Grade zu fesseln, daß Niemand daran dachte nachzuforschen, warum sie denn eigentlich in jener Vermummung in's Schloß gekommen sey. Ueberhaupt widerfuhr ihr eine ihrem Stande geziemende achtungsvolle Begegnung.

Als sie geendet hatte, wandte sie sich sehr dringend mit der Bitte an die Königin Mutter, sie doch ja nicht dem Herzoge von Savoyen ausliefern zu lassen, sondern ihr zu erlauben, in der Nähe der Königlichen Familie weilen zu dürfen, wenn es ihr nicht vergönnt sey, zu ihren Freunden zurückzukehren. Katharina von Medicis und der König waren sehr geneigt ihr diese Bitte, trotz der heftigsten Einsprache San Pietro's, zu gewähren.

Der Abend hatte bereits seinen magischen Schleier über die romantischen Thäler ausgebreitet, die niedern Schloßbewohner jubelten schon bei köstlichen Speisen und perlendem Weine, welche ihnen zur Feier dieses Tages gereicht worden waren, und so begab sich auch die Königliche Familie mit ihrer Umgebung zur festlich besetzten Abendtafel.

Achtes Kapitel.

Es ist die Liebe eine zarte Blume,
Wer rasch sie brechen will, entblättert sie,
Nur Schüchternheit naht diesem Heiligthume.
Zerstört ist leicht die schöne Harmonie;
Kein Opfer, keine Weisheit kann dann heben,
Was unterging durch Leidenschaft im Leben!

Margaretha von Ailly, von innerer Unruhe mächtig bewegt, benutzte die Freiheit, welche ihr das Amt der Wirthin gab, dazu, sich so oft als möglich von der fröhlichen Tisch-Gesellschaft zu entfernen, um Mittel auszusinnen, die Gefangenen aus dem Kerker zu erlösen. Sie fühlte es klar, daß das, was geschehen sollte, sehr bald gethan werden müsse, weil sonst leicht jede Hülfe zu spät erscheinen könnte. Der Kastellan des Schlosses, der die Aufsicht über die Gefangenen hatte, war ein alter Diener ihres Hauses und ihr zwar sehr

gewogen; allein da die Anwesenheit ihres Retters auf dem Schlosse bisher so geflissentlich vor ihr geheim gehalten wurde, so schloß sie daraus, daß ihr Oheim sehr strenge Befehle in Hinsicht der Gefangenen ertheilt haben müsse. Und der Kastellan, ein alter mürrischer Mann, hielt sehr genau auf die Erfüllung seiner Pflichten und richtete sich bei der geringsten Kleinigkeit buchstäblich nach seiner Vorschrift. Auf die Gefälligkeit dieses Mannes konnte sie also wenig rechnen, ihre ganze Hoffnung baute sie auf ihre Amme, die Frau desselben, eine gutmüthige Alte, die schon ihren Eltern gedient und von ihrer Mutter viele Wohlthaten genossen hatte. Jedoch zuerst wollte sie versuchen, durch List das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen.

Die Freuden der Tafel wurden bis spät in die Nacht hin ausgedehnt und dem schäumenden Weine tapfer zugesprochen. Als Alle, von fröhlicher Laune begeistert, Vergessenheit des alltäglichen Lebens eingeschlürft hatten, begab sich die Jungfrau mit einigen Flaschen Wein und mit Speisen zum Kastellan und redete ihn mit folgenden Worten an: „Guter Maurevel, mein Oheim sendet diesen Labetrunk, ihn dem Sohne des Admirals und de la Noue

zu reichen und ihnen dabei zu sagen, sie sollten die Flaschen auf den Untergang ihrer Freunde leeren. Heute würde das Fest der Hugenotten-Vernichtung gefeiert."

Der Alte blickte sie staunend an und erwiederte mißtrauisch: „Ich kann es nicht glauben, Euer Oheim habe Euch die Gegenwart der Gefangenen verrathen, weil er mir in diesem Punkt die strengste Verschwiegenheit anbefohlen hat. Er fürchtete immer, Euer mitleidvolles Gemüth möchte auf Freilassung derselben dringen, welches doch nicht in seiner Macht stände, und nun sollt er es Euch selbst entdeckt haben."

„Er selbst nicht," fiel ihm die Jungfrau in die Rede, „sondern jener Minnesänger, der sich, wie Euch bekannt seyn wird, in die Gräfin von Entremonts verwandelt hat. Sie bat bei der Abendtafel die Königin Mutter so dringend den Rittern anständige Haft und einen Labetrank reichen zu lassen, daß ihre Majestät endlich den Befehl dazu meinem Oheim ertheilt hat. Darum säumt nicht länger und kommt, denn ich habe die Erlaubniß, meinem Lebensretter die Speisen selbst zu überbringen."

„Ich muß Euern Oheim darüber befragen," antwortete der mißtrauische Alte, „und mir überhaupt gemessene Befehle einholen, was ich thun soll, da die beiden vertrauten Knechte, die zur Vorsicht mich gewöhnlich begleiten, vom Weinrausche übermannt, im tiefsten Schlafe liegen. Auch ich alter Mann habe ein Gläschen zu viel getrunken, wie leicht könnte ich etwas versehen und mein Kopf, der für die Gefangenen haften muß, wäre verloren."

Schon wollte der gewissenhafte Maurevel gehen, als ihn Margaretha von Ailly bat zu bleiben. „Ich muß Euch nur offen gestehen," begann sie nach einigem Zögern, „mein Oheim weiß nichts von diesem Schritte. Bei der Tafel erfuhr ich durch das allgemeine Gespräch, der hochherzige Jüngling, dem ich Leben und Freiheit verdanke, schmachte hier im Gefängnisse. Ist es nicht meine heiligste Pflicht, ihm sein Schicksal zu erleichtern? Hat er es nicht um mich verdient, daß ich etwas für ihn wage? Habe ich Euch nicht oft genug seine großmüthige That erzählt? Drum säumet nicht länger, mir meine dringende Bitte zu gewähren, alle Folgen, die etwa aus diesem Schritte entstehen sollten, nehme ich mit Freuden auf mich.

O meine gute Ursula," wandte sie sich zu ihrer alten Amme, „helft mir Euern harten Mann zu bewegen, mir diese kleine Gefälligkeit zu erzeigen."

Den Bestürmungen Beider erlag endlich die Festigkeit des Kastellans, er ergriff kopfschüttelnd das schwere Schlüsselbund und stieg brummend mit seinen Begleiterinnen auf der steilen Wendeltreppe in das tiefe Burgverließ hinab.

Dem Marschall Cossé waren nach der Schlacht bei Jarnac, diese wichtigen Gefangenen übergeben worden, sie auf seinem Felsenschlosse so lange aufzunehmen, bis die Landstrassen, von Feinden gesäubert, sicher genug wären, sie nach einem festern Verwahrungsorte abzuführen. Cossé war sehr scharf in der Erfüllung seiner Pflicht, er kerkerte sie in dem tiefen Verließe des Schlosses vorsichtig ein und nur das Gefühl der Dankbarkeit bestimmte ihn, sie etwas schonend zu behandeln. Er hatte sogar die Aufsicht so lange selbst über sie geführt, bis die Anwesenheit des Hofes und die Marschallswürde seine Geschäfte vermehrten und ihn zwangen, dieses Amt dem Kastellan Maurevel

anzuvertrauen, dessen tödtlichen Haß gegen die Reformirten er kannte. Diesem hatte er bei Verlust seiner eigenen Freiheit die strengste Verschwiegenheit anbefohlen.

Trotz der undurchdringlichen Hülle, welche man über den Aufenthaltsort der Gefangenen ausgebreitet hatte, war es dem Admiral doch gelungen, vermöge seiner geheimen Verbindungen als Stuhlherr der heiligen Vehme, zu erfahren, wo sein Sohn und sein bester Freund eingekerkert seyen. Diese Entdeckung theilte er seinem Lieblinge Montbel mit, der ihn sogleich mit der Erlaubniß bestürmte, einen Versuch, sie zu befreien, wagen zu dürfen. Auch Guido, Paul und Teligny schlossen sich dieser Bitte an, und so ließ denn endlich der Admiral sie ziehen und gab ihnen nur noch den unerschrocknen Briquemaut und den schlauen Cavagne zur Begleitung und zum Schutze mit. Unter mancherley Gefahren kamen sie endlich glücklich in der Nähe von Chateau Cossé an. Aber auf einem thurmhohen Felsen eingekerkert; war es äußerst schwierig ihre Freunde auch nur von ihrer Nähe in Kenntniß zu setzen, noch vielweniger sahen sie die Möglichkeit vor sich, sie zu retten. Von einer Entdeckung hatten sie nicht leicht etwas

zu befürchten, weil das Schloß einige Stunden weit von St. Jean d'Angely entfernt und also gänzlich aus dem Bereiche des Lagers lag, auch gewährte ihnen das nahe Waldgebirge hinlängliche Sicherheit. Sie durchforschten schon seit mehreren Tagen und Nächten alle Winkel und Wege der ganzen Umgegend, ohne auf etwas zu stoßen, das ihnen einen glücklichen Ausgang ihres Unternehmens verheißen hätte.

Eines Tages durchkriecht der gewandte Teligny am Fuße des Felsens, auf welchem das Schloß lag, das wildverwachsene Gesträuch, er schwingt sich von Gebüsch zu Gebüsch, findet hin und wieder eine Oeffnung in der Felsmauer, in der er höher hinanklimmen kann und erreicht endlich auf eine halsgefährliche Weise die Hälfte der Höhe. Aber jetzt erhebt sich die Felswand durchaus senkrecht. Doch einmal so weit gelangt, belebt ihn nun die Hoffnung noch höher hinandringen zu können. Indem er im Gebüsche umherklettert, entdeckt er eine Spalte in der Felswand, in der es ihm gelingt sich hinanzuwinden bis an die eigentliche Mauer der Burg, welche sich hier einige zwanzig Fuß hoch erhebt. Jetzt war wenigstens eine Möglichkeit vorhanden, die Gefangenen zu retten; denn

man konnte sich von der Mauer bis zu diesem Punkte wohl mit einer Strickleiter oder mit einem Taue herablassen. Er steigt denselben Weg zurück und theilt seine glückliche Entdeckung seinen Freunden mit. Sogleich bemühen sich Alle den aufgefundenen Weg so gangbar als möglich zu machen. Es wird ein Plan ausgedacht, der sich auf die Dankbarkeit der im Schlosse wohnenden Nichte des Kommandanten gründet. Sie glauben, daß sich die Jungfrau zur Theilnahme an der Befreiung ihres Retters bewegen lasse. Der Scharfsinn der Montbel findet auch bald ein Mittel auf, ohne Aufsehen zu erregen, in's Schloß zu dringen und mit Margarethen von Ailly in Verbindung zu treten. Sie war eine große Verehrerin der Poesie und hatte immer einen Kreis von Troubadours an ihrem Hofe um sich versammelt und mit ihnen die schöne Kunst der Minnesänger geübt, in der sie bald eine vortreffliche Meisterin geworden war. Sie erbot sich also als Minnesänger verkleidet in's Schloß zu dringen und ihr Glück zu versuchen. Wie weit die Ausführung ihres Planes gedieh, ist bereits erzählt worden.

Margaretha von Ailly, der Kastellan und die gutmüthige Ursula, welche die Speisen und

Getränke trug, waren vor dem Kerker angekommen. Der alte mißtrauische Maurevel öffnete vorsichtig die Thüre, ließ seine Begleiterinnen eintreten, schloß sie dann bedächtig wieder zu und harrte draußen ruhig vor dem Gitterfenster derselben, bis man ihn um Auslaß ersuchen würde.

Zu so ungewöhnlicher Stunde in ihrem Schlummer gestört, wurden die Gefangenen von den Kommenden sehr angenehm überrascht. Einem rettenden Engel gleich erschien dem Jüngling die Geliebte und er mußte sich großen Zwang anlegen, sein Entzücken nicht zum lauten Ausbruch kommen zu lassen, um die Jungfrau auf keine Weise in ihrem Wirken zu stören; denn ihm und seinem Freunde ahnete es, daß die Jungfrau zu ihrer Befreiung gekommen sey. Margaretha reichte dem Jüngling die Speisen, de la Noue bekam sie von der alten Ursula, die er in ein Gespräch mit sich zu verwickeln und auszuforschen suchte, wie es mit seinen Freunden stehe. Hierdurch verschaffte er der Jungfrau die gewünschte Gelegenheit, ihrem Retter die Entdeckung der Gräfin und den Plan zu ihrer Befreiung mitzutheilen. „Aber,“ fuhr sie leiser redend fort, „nur dann ist eine Aus-

sicht zur Flucht vorhanden, wenn es uns gelingt, die beiden Alten so lange hier einzusperren, bis Ihr bei Euern Freunden angelangt seyd. Doch sehe ich die Möglichkeit noch nicht ein, den vorsichtigen Kerkermeister zu überlisten. Wenn Ihr nur Eurer Ketten entledigt wäret, so könnte vielleicht durch Gewalt etwas auszurichten seyn, aber so —

„Von den Ketten kann ich mich frei machen," entgegnete Franz in demselben Tone. „Wißt, es glückte mir, meine Hände so zusammen zu runden, daß die Eisen über sie sich herunterschieben lassen."

„Vortrefflich," bemerkte Margaretha halblaut, „so will ich, indem ich zur Kerkerthüre hinausgehe, in derselben stolpern und fallen, der Alte wird mir dann aufzuhelfen suchen, diesen Augenblick müßt Ihr benutzen, Euch seiner sogleich zu bemächtigen."

„O ich Ueberglücklicher!" flüsterte der Jüngling entzückt. „Eure Gegenwart verwandelt meinen Kerker in den Himmel, durch Euch befreit zu werden, ist mehr als Seligkeit, Eure Fesseln ewig zu tragen, macht mich zum Gott!"

„Um des Himmels Willen, mäßigt Eure Freude!“ bat die Jungfrau schüchtern. „Denn seht der mißtrauische Alte steckt schon neugierig den Kopf zur Thüre herein.“ Dann fuhr sie lauter redend fort: „Ich muß mich von Euch trennen, edler Retter meines Lebens. Seht diese kleine Linderung Eurer Leiden als einen schwachen Beweis meiner wärmsten Dankbarkeit für Eure mir bewiesene Großmuth an. Und sollte es mir nicht vergönnt seyn, öfter in Euren Kerker zu dringen, um Euch zu erquicken, so lebt auf ewig wohl!“

Bei diesen Worten war sie schon der Thüre zugegangen, in derselben wandte sie sich noch einmal, wie zum Abschied nehmen, nach dem Jüngling um und fiel dann so natürlich nieder, daß der mißtrauische Alte, keine Absichtlichkeit bei diesem Unfalle ahnend, ihr aufzuhelfen suchte. Aber jetzt war auch schon Franz herzugesprungen. Er packte den Kerkermeister mit kräftiger Hand, schleuderte ihn in das Gefängniß hinein und bemächtigte sich seiner Schlüssel. De la Noue, als er sah, was vorging, griff rasch in den Plan ein und warf auch seine Alte in den Kerker zurück und verstopfte ihr den schreienden Mund. Auch seine Fesseln wa-

ren bald abgestreift und das alte Ehepaar ihres Tobens und Sträubens ungeachtet in dem Gefängniß eingesperrt.

Glücklich langten die Befreiten auf dem inneren Hofraume an, wo sie die Gräfin von Entremonts antrafen. Margaretha von Ailly hatte ihr einen geheimen Wink gegeben, als sie sich aus dem Saal zuletzt entfernte. Bald darauf hatte auch die Gräfin unter irgend einem Vorwande, die Gesellschaft verlassen. Sie nahm der Jungfrau die Strickleiter ab, befestigte sie an einem Hacken in der Mauer an der bezeichneten Stelle und trieb dann die Angekommenen zur schleunigsten Flucht an; weil man ihre Abwesenheit bald bemerken und ihr nachspüren würde.

Vergeblich bestürmte Franz seine Retterin mit Bitten, mit ihnen zu fliehen, seinem Schutze und seiner Liebe zu vertrauen. „O,“ fuhr er in seiner beschwörenden Begeisterung fort, „seit jenem Augenblicke, als Ihr die Arme hülfeflehend mir entgegenstrecktet, ist Euer Bild mit unauslöschlichen Zügen in meiner Seele eingegraben, seit jener seligen Stunde, als Euer Herz sich zu mir neigte, lodert

ein göttliches Feuer in meiner Brust, das nimmer erlöschen wird. Kommt mit mir, reichet mir Eure seligkeitspendende Hand, werdet die Meine und macht mich zum Glücklichsten der Sterblichen. Bedenkt, welch hartes Loos Euer harret, wenn Ihr zurückbleibt!"

Mit einer Entschlossenheit und Keckheit, die vielleicht unglaublich klingt, aber die sich leicht aus dem Drang der Umstände und der gefahrvollen Lage, so wie aus dem allzustürmischen Wesen des Jünglings erklären läßt, antwortete die Jungfrau: „Eure Liebe kann ich nicht erwiedern, sie wird von Pflicht und Gewissen mir verboten. Heldenmüthig habt Ihr mich dem Flammentode entrissen und mir großmüthig die Freiheit geschenkt, dadurch habt Ihr Euch einen gerechten Anspruch auf meine wärmste Dankbarkeit erworben. Ihr wart Gefangener, Euer Leben in Gefahr, Euch zu befreien ist mein Werk, und so sind wir ziemlich ausgeglichen." Dann hob sie fromm die Hände zum Himmel empor und betete: „Ich danke Dir, Gott! daß Du mir diese Gelegenheit gabst, meine große Schuld dem Jüngling abzutragen, dem ich nicht näher angehören darf, weil er ein Abtrünniger ist. Heilige Mutter

Gottes bitte für mich, wenn ich hier eine Sünde begehe, ich will ja gern die Folgen dieser That, als eine Buße in Demuth tragen!“

„Nein,“ entgegnete Franz entschlossen, „unter solchen Umständen und um solchen Preis will und mag ich nicht frei seyn. Wenn Euch meine Flucht auch nur einen trüben Augenblick bereitete, ich könnte es mir in Ewigkeit nicht vergeben.“ Dann fuhr er mit schmerzhafter Bitterkeit fort: „Ihr seyd mir nicht verschuldet, denn Eure Rettung war meine Pflicht und wenn je von Dankbarkeit die Rede war, so ist sie eben dadurch wieder entrichtet worden. Thut was ihr wollt, ich bleibe hier!“

In diesem Augenblicke hörten sie die lautrufende Stimme des Kosmus Ruggieri hoch in den Lüften ertönen. Der Italiener hatte nämlich einen der Schloßthürme, der gegen den innern Hofraum zu lag, erstiegen und die sternhelle Herbstnacht zu astrologischen Beobachtungen benutzt. Er erblickte die Gestalten unten an der Mauer, ja eine an derselben hinabsteigend, und eine Verrätherei vermuthend, machte er schnell Lärm. Die Gräfin war schon hinabgestiegen, de la Noue ergriff den Jüngling am

Arme und sprach: „Ich befehle Euch im Namen Eures Vaters, ungesäumt auf Eure Flucht zu denken.“

Franz, von dem Geschrei erschreckt und von den gewichtigen Worten de la Noue's erschüttert und betäubt, that fast willenlos, was ihm geheißen wurde. Ihm folgte de la Noue. Als auch er bei Teligny, und Guido Paul, welche unten an der Mauer auf dem Felsen seiner harrten, glücklich angekommen war, machte Margaretha von Ailly die Strickleiter los, warf sie hinab und eilte dann ins Schloß.

Glücklicher Weise hatte Niemand das Geschrei des Astrologen gehört; denn die Knechte saßen noch bei vollen Bechern und schwelgten in fröhlicher Sicherheit, und ehe der Astrolog — welcher noch an den Wunden, die ihm Hector vor Poitiers beigebracht hatte, große Schmerzen litt — den hohen Thurm herabstieg und bei der Gesellschaft anlangte, gewannen die Flüchtenden einen bedeutenden Vorsprung.

Nun aber wurde es lebendig im Schlosse. Die Ritter bewaffneten sich eiligst und setzten, San Pietro an ihrer Spitze, den Fliehenden

nach. Doch der sich hinabwindende Schlangengang hatte eine beträchtliche Länge und so kamen sie nicht früher in der Ebene an, als auch schon die Entwichenen auf dem Rücken des Berges angelangt waren, der eine Fortsetzung des Felsens war, auf welchem Chateau Cossé lag. Auf diese Anhöhe aber führte nur ein schmaler Fußsteig zwischen Felsen empor, den Briquemaut besetzt hielt und jeden Angriff, den der wüthende San Pietro versuchte, heldenmüthig zurückschlug.

Der Gräfin war beim raschen Abwärtssteigen das Unglück begegnet, sich den linken Fuß so gefährlich zu übertreten, daß ihr es die Schmerzen unmöglich machten, weiter zu gehen. Man versuchte sie fortzutragen, aber die Enge und Ungleichheit des Weges erschwerte dieß außerordentlich und verursachte eine große Verzögerung der Flucht. Dann mehrten sich auch ihre Schmerzen mit jedem Augenblicke in einem so hohen Grade, daß sie auf keine Weise weiter zu fördern war. Sie bat ihre Freunde auf die eigene Sicherheit bedacht zu seyn und sie ihrem Schicksale zu überlassen. Nur wenn Ihr Euch rettet," fuhr sie fort, „könnt Ihr die Absicht des Hofes, mich dem Herzog von Sa-

voyen auszuliefern, hintertreiben. Bleibt Ihr aber bei mir, so kommt Ihr alle wieder mit mir in die Gewalt unserer Feinde und seyd mit mir verloren."

De la Noue, die Richtigkeit dieser Gründe einsehend, befahl seinen Freunden zu fliehen. Briquemaut blieb allein zurück und vertheidigte eine Zeitlang noch heldenmüthig seinen Posten, wodurch er den Uebrigen Zeit verschaffte, einen bedeutenden Vorsprung zu gewinnen. Endlich mußte er seiner erschöpften Natur und der Uebermacht der Feinde erliegen; er ward zum Gefangenen gemacht und mit der Gräfin auf das Schloß gebracht. Der Marschall von Cossé wollte mit seiner Nichte sehr hart verfahren, aber die Neigung des Königs schützte sie vor der Strafe. Die Königin Mutter nahm sie unter ihren Hofdamen auf und gab ihr zu erkennen, nur wenn sie die Liebe des Königs erwiedere, würde man ihre Schuld als gesühnt beachten. Der alte Kastellan wurde zur Strafe für seine Nachläßigkeit und Leichtgläubigkeit mit seiner Frau in dasselbe Gefängniß einige Tage lang eingesperrt, aus welchem er die Gefangenen hatte entkommen lassen. Margarethen von Ailly hatte er diese gelinde Züch-

tigung zu danken; denn die Jungfrau nahm alle Schuld auf sich. Auch wußte sie in der Folge ihre Amme für diese kleine Witzigung schadlos zu halten, um ihr die kurzen Leiden im Kerker reichlich zu vergüten.

Neuntes Kapitel.

Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die
Trommeln!
Führt alle Völker in's Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet!
Setzt alles Blut, setzt Euer Leben ein!
Frei muß sie seyn, noch eh' der Tag sich endet!

Schiller.

De la Noue und seine Freunde suchten nur dem Scheine nach ihr Heil in der Flucht, sobald sie sich sicher vor Verfolgung wußten, machten sie auch schon wieder Pläne, die Gräfin aus den Händen ihrer Feinde zu befreien oder, doch auf jeden Fall die Auslieferung derselben an den Herzog von Savoyen, zu vereiteln. Mit Recht befürchteten sie, der König möchte, aufgebracht durch ihre Flucht, dem San Pietro

willfahren und die Gräfin seiner Gewalt überlassen. Aus ihren Schlupfwinkeln beobachteten sie deshalb das Felsenschloß Tag und Nacht, verbargen sich dabei aber so vorsichtig, daß Niemand ihre Nähe ahnen konnte.

Sie hatten sich nicht getäuscht. Der König, entrüstet über das Betragen der Gräfin, ließ die ganze Schwere seines Zornes auf sie fallen, und dies um so mehr, weil er wußte: Margaretha von Ailly war durch sie zur Theilnahme an ihrem Unternehmen verleitet worden. Er befahl, sie der Willkühr San Pietro's ganz zu überliefern. Dieser beschloß auch, sobald ihr Fuß das Reisen gestatten würde, mit ihr zu seinem Herrn aufzubrechen.

Jakobine von Montbel, obgleich sie die Heilung zu verzögern suchte, mußte doch bald der Ungeduld San Pietro's nachgeben und den zwangvollen Weg antreten. Dieß war um so thunlicher, weil sie gefahren wurde. Ihr Geleiter, welcher schon ein ansehnliches Gefolge mitgebracht hatte, bekam vom Könige zu seiner Sicherheit noch eine starke Bedeckung mit. Diese wurde noch verstärkt durch den Kardinal von Lothringen und den Herzog von Guise,

welche, in Folge des Zwistes mit dem Könige, sich nach Rheims begaben. Um sich dem Herzoge von Savoyen gefällig zu zeigen und in dieser wildbewegten Zeit einen Freund an ihm zu haben, hatten sie beschlossen, seinen Gesandten bis Clermont zu begleiten.

Sobald de la Noue durch Kundschafter herausgebracht hatte, das San Pietro gewillet sey, seinen Weg über Limoges, Clermont und Lyon auf Chambery zu nehmen, fertigte er den schlauen Cavagne an den Admiral ab, ließ ihn von dem Geschehenen in Kenntniß setzen und ihn um eine angemessene Verstärkung bitten. Er wolle dann den San Pietro in den Auvergne-Gebirgen hinter Clermont angreifen und die Gräfin zu befreien suchen.

Der Admiral und die Prinzen von Bearn und Condé waren in Languedoc mit der größten Thätigkeit beflissen, wieder ein Heer um sich zu sammeln, als Cavagne mit seiner Botschaft ankam. Der Admiral raßte auf bei der Kunde. Seinem Scharfsinne war es nicht entgangen, daß Montbel die Gräfin von Entremonts sey. Ihr schönes, thatenreiches Leben lag vor seinen hellen Blicken ausgebreitet, er

sah sich von der reizenden Schwärmerin geliebt und liebte sie wieder mit vollem Jugendfeuer. Sie in ihren romantischen Entwürfen nicht zu stören, überließ er es der Zeit und dem Zufalle, ein Geheimniß ans Licht der Welt zu fördern, welches ihn einst zum glücklichsten Manne machen würde.

Er berief sogleich seine vertrautesten Freunde und tapfersten Anhänger zu sich, theilte ihnen seinen Entschluß mit, daß er gewillet sey, die Gräfin um jeden Preis zu befreien. „Sie hat es um mich und uns Alle verdient,“ fuhr er fort, „daß wir das Aeußerste zu ihrer Rettung wagen. Ohne ihre aufopfernde Geistesgegenwart wären wir schon auf Noyers der Verrätherei des Hofes erlegen; ohne ihre wachsame Liebe hätte das Gift des Italieners Kosmus Ruggieri vor Poitiers meinem Leben ein Ende gemacht, und ohne ihre heldenmüthige Selbstverläugnung schmachteten mein Sohn und de la Noue noch in Fesseln und sie befände sich nicht in der Gewalt ihrer Feinde. Darum auf, meine Freunde, mir nach! Wer mich liebt und wem Menschlichkeit und Tugend keine leerklingende Wörter sind, der folge mir! Laßt uns den Auvergne-Gebirgen, die mit den Gebirgen hier in Langue-

doch in Verbindung stehen, entgegensteigen und den verbrecherischen San Pietro die Strasse nach Savoyen verlegen. Es ist ein gewagtes und gefährliches Unternehmen, uns so tief in die feindlichen Provinzen hineinzuwagen, aber der Preis ist auch dieses Opfers würdig!“

Alle erklärten sich bereitwillig ihm zu folgen wohin er sie zu führen für gut finden würde. Zwar machten einige seiner besten Freunde den Versuch ihn von seinem Vorhaben, dieses Wagestück selbst zu bestehen, abzubringen, allein da half kein Einreden mehr; denn sein entschlossener Wille stand so unerschütterlich fest, wie die schon vollbrachte That. Er wählte auch von den um ihn Versammelten so viele und tapfere Ritter zu seiner Begleitung aus, als er zu dem kühnen Vorhaben nöthig zu haben glaubte. Dann sandte er Späher auf alle nach Savoyen führende Wege, fertigte den Cavagne an de la Noue ab und benachrichtigte denselben von seinem Entschluße. Nachdem er die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Entfernung getroffen hatte, setzte er sich mit seinen Freunden in Bewegung, um das Ziel seines Strebens, sobald als möglich zu erreichen.

De la Noue folgte dem Zuge San Pietro's auf Um- und Nebenstrassen Schritt vor Schritt. Es gieng ziemlich langsam von Statten, denn wo die Gräfin nur Gelegenheit fand, die Reise zu verzögern, that sie es mit innerlicher Freude. Sie wußte, daß ihre Freunde in der Nähe waren und ihre Befreiung beabsichtigten; denn schon am ersten Tage, nachdem sie Chateau Cossé verlassen hatte, fand sich der treue Hector bei ihr ein. Dieser schützende Gefährte ihres Lebens war ihr auch bis vor das Felsenschloß gefolgt, doch bei ihrer Unternehmung auf dasselbe, ließ sie ihn an einem der Zufluchtsorte zurück, weil er ihr dabei nicht nützen konnte. De la Noue nahm ihn zu sich und benützte seine erprobte Spürkraft dazu, der Gräfin Kunde von sich zu ertheilen. Er verbarg in dem Innern des Halsbandes einen Zettel, worauf die Worte standen: „Eure Freunde sind Euch nah — Verzögerung der Reise — Rettung!“ Um darauf aufmerksam zu machen, umwickelte er den Ring des Halsbandes mit einer rothseidenen Schnur und ließ ihn laufen.

Hector hollte seine Herrin schon auf der ersten Ruhestätte wieder ein und äußerte seine Freude auf eine ausgelassene Weise. Der Zu-

fall fügte es gerade so glücklich, daß, als er in das Zimmer der Gräfin sprang, San Pietro nicht in demselben war. Sie suchte ihn streichelnd zu beschwichtigen und bemerkte bei dieser Gelegenheit die rothseidene Schnur. Ahnend, daß eine Bedeutung darunter liegen würde, untersuchte sie das Halsband genauer und fand auch bald den Zettel, welchen sie wieder vernichtete, nachdem sie ihn gelesen hatte.

Nach manchem verzögerten Aufenthalte erreichten sie endlich Clermont. Hier trennten sich der Kardinal von Lothringen und der Herzog von Guise mit ihrem Gefolge von San Pietro, um sich geraden Weges nach Rheims zu begeben. Auch war von nun an eine weniger starke Bedeckung vonnöthen, weil sich jetzt der Zug mitten durch die von königlichen Truppen besetzten Provinzen fortbewegte.

Von Clermont aus suchte San Pietro die Gräfin, deren Fuß wieder ganz geheilt war, zum Reiten zu bewegen, theils um die Reise desto mehr zu fördern, theils aber auch, weil in den dortigen Gebirgen die schlechten Wege das Fahren sehr erschwerten.

Rascher gieng es nun vorwärts, der Gräfin schwand nach und nach die Hoffnung auf Rettung und eine düstere Schwermuth bemeisterte sich ihrer Seele. Sie befürchtete, ihren Freunden sey irgend ein Unfall begegnet, der es ihnen unmöglich mache, ihrer Befreiung wegen etwas zu unternehmen.

Die Sonne neigte sich schon stark, als sie ein enges bebuschtes Thal erreichten, welches sich dem hohen Rücken des Gebirges hinanwand. Kaum in der Mitte desselben angelangt, brachen plötzlich aus den Seitenschluchten geharnischte Männer hervor und fielen den Zug mit bewaffneter Hand an. Die Gräfin, ihre Freunde erkennend, wollte zu ihnen fliehen, aber San Pietro umringte sie mit seiner Schaar und vertheidigte sich so tapfer, daß während des Kampfes der Abend hereinbrach. Einsehend, daß er der Uebermacht doch endlich erliegen müsse, benützte er einen günstigen Augenblick, wo Alles im mörderischen Handgemenge verwickelt war, ergriff das Pferd der Gräfin, von deren Seite er nicht gewichen war, beim Zügel und sprengte, geschützt von der Dunkelheit, in eine Seitenschlucht.

Als der Admiral endlich den lange schwankenden Sieg mit heldenmüthiger Aufopferung errungen hatte, vermißte er den theuren Gegenstand desselben.

„Unglückseliges Mißgeschick, das mich verfolgt!“ rief er aus. „Unerrettbar ist die Gräfin verloren, wenn es dem rachedürstenden San Pietro gelingt, Clermont wieder zu erreichen. Auf, meine Freunde! verdoppelt Eure Aufmerksamkeit, ich setze eine königliche Belohnung auf ihre Entdeckung und Befreiung. Und ihr Teligny, mit dem scharfblickenden Auge und mit dem weithinspähenden Gehöre, ich weiß, ihr werdet thun, was in Euren Kräften steht. Aber vervielfältigt Eure Sinne, schärft Eure Spürkraft, denn einen köstlichen Preis setze ich auf das Gelingen dieser Unternehmung. Wenn ihr den verborgenen Schlupfwinkel San Pietro's auffindet, so, daß wir die Gräfin aus seiner Gewalt erlösen können, dann gebe ich Euch meine Tochter zur Gemahlin. Ich weiß, Ihr liebt Louisen, und sie scheint auch Euch nicht abgeneigt zu seyn, darum auf, sucht sie Euch zu erwerben und zu verdienen!“

„Ha!“ rief Teligny entzückt aus, „Ihr wißt, mein Leben steht zu Eurer Verfügung,

um Euren Beifall zu erlangen, such' ich selbst das Unmöglichscheinende zu vollbringen. Aber Ihr habt mir einen solch herrlichen Preis verheißen, und die Erlangung desselben würde mich so unbeschreiblich glücklich machen, daß ich Euch verspreche, die Gräfin zu befreien, und wäre sie schon den Händen des Herzogs von Savoyen überliefert."

„Nun wohlan denn," befahl der Admiral, „theilt Euch in kleine Haufen, durchstreift die ganze Gegend, und wem es zuerst gelingt, ihre Spur aufzufinden, der gebe den Uebrigen mit dem Hüfthorn das herbeirufende Zeichen, damit alle vereinigt, dem erwünschten Ziele entgegenstreben. Ich wiederhole es nochmals, wer das Glück hat, mir die Gräfin zu überbringen, der hat Anspruch auf meine unbegränzte Dankbarkeit."

Alles wurde, dem Befehl des Admirals gemäß geordnet. Teligny, welcher bemerkt zu haben glaubte, San Pietro sey durch eine Seitenschlucht tiefer in das Gebirge hineingeflohen, schlug mit seiner Schaar diesen Weg ein. Er war noch nicht weit im Thale vorwärtsgedrungen, so vernahm er ein klägliches Winseln,

welches aus dem hohen Grase zu seinen Ohren drang. Er forschte nach und fand den treuen Hector blutend und ermattet hingesunken.

San Pietro, den Hund hassend, weil er ihn vor Noyers niedergerissen und also vorzüglich dazu beigetragen hatte, seine Absichten zu vereiteln, wollte ihn augenblicklich tödten, als er ihn bei der Gräfin gewahrte. Doch das Bitten derselben, der er sich doch auch gefällig zeigen wollte, rettete dem treuen Thiere das Leben. Hector, seinen unversöhnlichen Feind erkennend, hielt sich immer entfernt von diesem wilden Menschen. Als er aber die Freunde seiner Herrin mit ihm in ernstlichem Kampfe erblickte, nahm er Theil daran und fiel mit fürchterlicher Wuth über seinen Todfeind her. Allein diesmal mußte er den heldenmüthigen Eifer theuer zahlen, denn sein Gegner hieb ihm mit einem geschickten Schwertstreiche das rechte Bein ab. Als er nun später die Entführung seiner Herrin bemerkte, kroch er derselben so lange nach, bis er durch den Blutverlust erschöpft und von ungeheuern Schmerzen überwältigt, zusammenfiel.

Dem scharfsichtigen Teligny war dies ein unschätzbarer Fund, denn er überzeugte ihn,

daß die Gräfin nach dieser Gegend entführt seyn müsse. Die feine Spürkraft des treuen Thieres kennend, suchte er dieselbe auch noch zu benutzen. Er ließ dessen Wunde, so gut wie möglich verbinden, ihm etwas Wein zur Erquickung eingeben und ihn eine zeitlang tragen. Sie entdeckten bald darauf in dem weichen Moose die nachgelassenen Huftritte zweier Pferde und zweifelten nun nicht mehr, daß sie sich auf dem rechten Pfade befänden. Unabläßig verfolgten sie die einmal begonnene Richtung, und waren nach etwa einer Stunde so glücklich, die edlen Thiere ruhig weidend anzutreffen. Sie erkannten in denselben der Gräfin und San Pietro's Roß. Sogleich ließ er dem Admiral diese erfreuliche Entdeckung mittheilen und das verabredete Zeichen zum Versammeln geben. Bald war auch die ganze Schaar wieder beieinander, und man beschloß nun, da Hector sich in so weit erholt hatte, um langsam laufen zu können, demselben zu folgen, wohin er sie führen würde.

Hector fand augenblicklich die Spur seiner Herrin wieder auf, die er auch unabläßlich verfolgte. Zwar konnte er sich nicht wie ehedem rasch bewegen, aber überzeugt, daß ein Schritt

von ihm geführt, sie näher und sicherer zum Ziele fördern würde, als wenn sie die ganze Nacht zwecklos umherirrten, hielt der Admiral dieß zögernde Vorwärtsschreiten für keinen wirklichen Zeitverlust. Geduldig folgten sie dem kundigen Führer auf allen Krümmungen seines Laufes.

Die sternhelle Oktobernacht, vom Vollmonde beleuchtet, erleichterte ihnen den beschwerlichen Weg, denn sie durch unwegsame Gebüsche und über schroffe Felsen wandern mußten. Endlich erreichten sie gegen Morgen den höchsten Rükken des Gebirges, auf welchem sie eine zeitlang fortwandelten, als Hector plötzlich vor einem schwindeleregenden Abgrunde stehen blieb und deutlich zu erkennen gab, daß hier die Spur seiner Herrin ende.

Die alles erquickende Morgenröthe hatte schon ihren rosigen Duft über den östlichen Erdkreis ausgestreuet, den Aufschwung der weltenbelebenden Himmelskönigin zu verkünden. Der junge hoffnungsvolle Tag stieg mit feurigem Prangen aus dem Purpurmeere empor und sein kräfteweckendes Licht rief zum fröhlichen Wirken die schlummernde Schöpfung auf.

Nach langem erfolglosen Umherspähen entdeckte Teligny endlich, unter einem dicht verwachsenen Gesträuche, eine Felsspalte, an der er frischvergossenes Blut gewahrte. Er forschte weiter und bemerkte, daß in den Seitenwänden hin und wieder mit vieler Mühe Löcher eingehauen waren, die eine unvollkommene Stiege bildeten. Des köstlichen Preises eingedenk, war er tollkühn genug hinabzusteigen. Bald gelangte er auf diese Weise auf einen geringen Vorsprung des Felsens, von welchem von Abhang zu Abhang unter überhangenden Gebüschen man Bäume angelegt hatte, deren Aeste als Leitern zugerichtet waren, auf denen man bis in die unterste Tiefe gelangen konnte. Daselbst angekommen, überzeugte er sich bald, daß er sich in einem fürchterlichen Abgrunde befände, der auf allen Seiten von außerordentlich hohen und jähen Felswänden eingeschlossen sey. Trotz der Dämmerung, die nur in dieser Bergschlucht herrschte, glaubte er doch in dem äußersten Winkel desselben eine menschliche Wohnung zu erspähen. Rasch stieg er wieder aufwärts dem Admiral die gemachten Wahrnehmungen mitzutheilen, und ihn aufmerksam zu machen, daß dieses finstere Grab wahrscheinlich ein verborgener Zufluchtsort für

Räuber oder für ähnliches verbrecherisches Gesindel sey.

Teligny irrte sich nicht, denn dies war wirklich der Fall. San Pietro hatte sich im Frühling, nach der Ermordung seiner Gemahlin, um sich der Strafe zu entziehen, in diese felsigen Waldungen geflüchtet und seine Wuth an wehrlosen Wanderern ausgelassen. Bald sammelte sich eine ansehnliche Schaar gleichgesinnter Bösewichte um ihn und wählten ihn zu ihrem Oberhaupte. Die verborgensten Pfade des Gebirges genau kennend, eilte er, anfangs zu Pferde und später zu Fuße, mit der Gräfin diesem entlegenen Schlupfwinkel entgegen.

Dort angekommen traf er daselbst einige alte Bekannte wieder an. Unter diesen befand sich auch ein Italiener, Namens Cosseins, ein früherer Freund und Waffenbruder von ihm, der im letzten Kriege als Hauptmann im königlichen Heere gedient hatte. Als nämlich im Anfange des Jahres, nach dem Frieden von Lanjumeau, ein großer Theil der königlichen Truppen verabschiedet wurden, kam auch dieser Mensch außer Dienst. Er schlug sich bald

darauf mit einer ansehnlichen Anzahl Kameraden zu San Pietro's Bande. Letzterer, nach größeren Thaten dürstend, begab sich im August, wie bekanntlich, nach Hofe und bot sich dem Könige zu jenem verrätherischen, aber mißlungenen Unternehmen an.

Nach dessen Abgange wurde Cosseins das Haupt der Bande. Allein nach dem auf's Neue ausgebrochenen Kriege, ließ sich ein grosser Theil der ehemaligen Soldaten wieder anwerben und nur eine kleine Schaar blieb unter ihrem Anführer zurück und setzte ihr verbrecherisches Leben fort.

Solche Veränderungen waren zu jener Zeit der Stürme und der Gesetzlosigkeit sehr häufig. Denn der durch den Krieg verwilderte Soldat, der in dem Staate, den er beschützen sollte, ungestraft plündern, rauben und morden durfte, unterschied sich in mancher Hinsicht wenig von einem wirklichen Räuber.

Erschöpft durch Anstrengung und Wunden kam San Pietro in der Mördergrube an. Dieser Schlupfwinkel des Verbrechens glich ganz

dem finstern Gewerbe seiner Bewohner. Das Gebäude selbst war massiv und enthielt zwei niedrige Stock, die unter dem Ueberhang eines Felsens hineingedrückt zu seyn schienen. Der schmale Eingang zur Seite und einige in der Mauer angebrachte unordentliche Oeffnungen, welche die Stelle der Fenster vertaten, bezeichnete es als eine menschliche Wohnung; aber von Oben herab war es bei der hier ewig herrschenden Dämmerung von den übrigen Felswänden durchaus nicht zu unterscheiden.

San Pietro sperrte die Gräfin in dem obern Theil des Hauses vorsichtig ein und dann feierte er mit seinen Kameraden die Freude des Wiedersehens durch ein tüchtiges Saufgelage. Sich in ihrem Schlupfwinkel völlig sicher glaubend, sanken sie nach und nach in den tiefsten Schlaf, aus welchen sie plötzlich durch das Gebell ihrer wachsamen Hunde aufgeschreckt wurden.

Der Admiral war nämlich mit dem größten Theil seiner Anhänger, nachdem er zuvor einen tüchtigen Posten am obern Eingange zurückgelassen hatte, in die Schlucht hinabgestie-

gen und rückte jetzt zum Angriff auf die Räuberhöhle heran.

Das Gesindel, aus seinem Schlummer auftaumelnd, war durch diesen unvermutheten Ueberfall so überrascht und verwirrt, daß nur Wenige auf ihre Vertheidigung bedacht waren. Diese, die den schmalen Eingang besetzt hatten, wurden bald über den Haufen geworfen. Sie zogen sich kämpfend zurück und suchten, gleich den Uebrigen, ihr Heil in der Flucht. Stürmend drangen die Sieger, der Admiral und Teligny an ihrer Spitze, in das mit Dämmerung angefüllte Haus.

San Pietro sah die Seinigen fliehen, wuthentbrannt eilte er zur Gräfin, sie mit sich fortzureissen, aber Teligny, geführt von dem treuen Hector, den er mit herabgenommen hatte, versperrte ihm den Weg. Trotz seiner Wunde sprang der muthige Hund mit fürchterlichem Gebelle auf seinen unversöhnlichen Feind los, doch dießmal mußte er seine Kühnheit mit dem Tode bezahlen. Es gelang dem Angefallenen, ihm mit einem sichergeführten Hiebe den Kopf zu spalten. Winselnd kroch er zu den Füßen seiner Herrin und verschied. Aber San Pietro

hatte durch diese Vertheidigung eine solche Blöße gegeben, daß es dem gewandten Teligny möglich wurde ihm mit einem tüchtigen Schwertstreich den linken Arm abzuhauen. Von Wuth und Schmerz übermannt sank der Koloß brüllend zur Erde nieder.

Teligny führte die Gräfin dem herbeieilenden Admiral entgegen. Dieser hatte den racheschnaubenden Cosseins nach einem langen, hartnäckigen Kampfe endlich stark verwundet zum Gefangenen gemacht. Außer den beiden Anführern waren nur wenige Räuber ergriffen worden, denn die meisten retteten sich durch einen unterirdischen Gang. Das von der Natur gebildete höhlenähnliche Gewölbe begann im Hintergrunde des Raubnestes, lief dann quer unter der schmalen Felswand fort und endete auf der andern Seite des Berges in dem Keller eines Wirthshauses, welches mitten im Gebirge an einer wenig besuchten Landstrasse lag, die aus den südwestlichen Provinzen des Reiches nach Clermont führte. Der Wirth desselben, ein Genosse der Bande, stand schon lange im Verdachte, daß er allerlei gesetzloses Gesindel beherberge. Auch hatte die Obrigkeit von Clermont schon einigemal

das ganze Gebäude genau durchsuchen lassen, weil mehrere angesehene Männer in dieser Gegend spurlos verschwunden waren; aber ohne die geringste Entdeckung des Raubes und der Ermordung gemacht zu haben. Denn die Thüre des geheimen Ganges im Keller, befand sich hinter einem großen Faße so versteckt, daß nicht leicht irgend ein spähendes Auge sie aufzufinden vermochte.

Im Wirthshause fanden sie Alles öde und leer, denn die Bewohner desselben hatten sich schon mit den Räubern geflüchtet. Der Admiral zog nun seine ganze Schaar zusammen und ließ sie hier einer kurzen Ruhe und Erquickung genießen. Auch die Gräfin erholte sich nach und nach von ihrer ausgestandenen Angst und versuchte dem Admiral ihr Dankgefühl für die glücklich-vollbrachte Rettung zu zollen. Sie schloß ihre Anrede mit den Worten: „Und da mein Lehnsherr, der Herzog von Savoyen meine Güter eingezogen hat, ja mir nicht einmal Sicherheit meiner Person in seinem Lande verbürgt wird, so habt die Güte, mich zu der Königin von Navarra geleiten zu lassen. Diese hochherzige Dame wird es mir gestatten, so lange unter ihrem Schutze zu weilen, bis es

mir möglich wird, die Schweitz ohne Gefahr zu erreichen, um mich auf meine Familiengüter zurückzuziehen. Dort will ich in der Einsamkeit meine Tage in wünschenswerther Ruhe verleben und mich mit freudiger Erinnerung in die Vergangenheit zurückträumen, die meines Daseyns schönste Zeit bezeichnet. Mit erhebendem Selbstgefühle darf ich dann zu mir sagen: auch ich nahm einst lebhaften Antheil an den großen Angelegenheiten der Menschheit, auch ich habe einst für die Vernunft, Freiheit und Religion gekämpft. Ich genoß das Glück in der Nähe hochherziger Männer zu leben, die mit heldenmüthiger Aufopferung das Recht der Unterdrückten gegen hinterlistige Politik und gegen übermüthige Tyranei beschützten. Aber die Gesinnungen dieser Männer sind auch zu erhaben, als daß sie zweideutig von mir denken sollten, weil ich dem inneren Drange nach Thaten folgend, mich als Dame solchen Gefahren und Abentheuern preisgab."

„Fürchtet das nicht schöne Gräfin," antwortete der Admiral mit innerm Wohlgefallen. „Euer thatenreiches Leben liegt im herrlichsten Glanze vor mir und meinen Freunden ausgebreitet. Ich kenne Euer vortreffliches Herz,

das gerne die ganze Welt beglücken möchte und bemerkte schon lange, daß Ihr zum Schlachtengetümmel nicht geboren seyd. Ich verkannte Euch nie und freute mich in der Stille über mein Glück, Zeuge Eures weiblichen Heldenmuthes zu seyn. Von dem ersten Augenblicke unseres Zusammentreffens an, wurdet Ihr mir werth und theuer und seit der Zeit, wo in den lieblichsten Charakter-Zügen sich Euer Geheimniß mir enthüllte, verwandelte sich dieses Gefühl in die wärmste Liebe. Durch unvergeßliche Aufopferungen und folgenreiche Dienstleistungen habt Ihr mein Herz auf ewig an Euch gefesselt, und soll von Dankbarkeit die Rede seyn, so bin ich es, der Euch für immer unendlich verpflichtet ist. Aber, wenn mich meine seligsten Hoffnungen nicht getäuscht haben, wenn Ihr über meine Jahre hinwegsahet, und Euer schönes Herz liebend für mich schlägt: o so reicht mir Eure beglückende Hand, werdet meine Gemahlin und macht mich zum beneidenswerthesten Manne auf Erden. Ihr habt in meiner Brust ein nimmerverlöschendes Feuer entzündet und mich zum schwärmenden Jünglinge umgewandelt, weiset nun auch mein Herz und meine Hand nicht von Euch, die ich Euch hiemit in freudiger Erwartung

der Nichtverschmähung entzückt zu Füssen lege.“

„Nein, dies großmüthige Anerbieten kann und darf ich nicht annehmen,“ erwiederte mit verschämter Selbstverläugnung die Gräfin. „Was könnte ich schwaches Weib Eurer Größe, Euerm Range, Euerm Ruhme entgegensetzen? Müßte ich nicht vor mir selbst erröthen, wenn ich solch ein Opfer von Euch heischte. Meine Güter in Savoyen sind sequestrirt und die in der Schweiz unbedeutend. Eure hohe Stellung in der Welt berechtigt, ja zwingt Euch zu Ansprüchen, die ich nicht im Stande bin zu befriedigen. Ich war Zeuge Eurer Thaten, Euer großes Heldenherz habe ich kennen gelernt und bin von Bewunderung Eurer unerschütterlichen Charakterstärke durchdrungen, ich werde Euch ewig verehren und — lieben,“ setzte sie etwas leiser unter schüchternem Erröthen hinzu, „aber Eure Großmuth zu mißbrauchen, verbietet mir Pflicht und Gewissen.“

„O theure Gräfin,“ entgegnete der Admiral mit Jugendfeuer, „solche eigennützige Zwecke sind meiner Seele fremd. Ich kann es nicht dulden, daß Kleinigkeiten der Art sich

gespenstisch zwischen unsere Herzen drängen und mein Glück vernichten. Beharrt Ihr aber dennoch fortwährend auf Eurer unbegründeten Weigerung, so muß ich glauben, Ihr schwärmt nur mit dem Verstande von abentheuerlicher Liebe, aber Euer Herz ist kalt und leer von zärtlichen Gefühlen.

„Dieser Vorwurf verwundet mich tief,“ antwortete die Gräfin mit zürnender Liebenswürdigkeit, „aber die Abwälzung desselben, soll mich nicht zur Ungerechtigkeit gegen Euch verleiten. Und um Euch zu beweisen, daß Ihr mich verkanntet, so verspreche ich Euch, wenn es mir gelingt, meine Güter in Savoyen wieder zurück zu erhalten, die Eure mit Hand und Herz zu werden.“

„Du bist schon jetzt die Meine!“ rief der Admiral entzückt und zog sie, nach sanften Widerstreben, in seine Arme. „Mit diesem feierlichen Kuß weihe ich Dich zu meiner Braut und baldigen Gemahlin.“

Die Seeligvereinten wurden durch den herzukommenden Teligny gestört, welcher dem Admiral meldete, daß zum Aufbruch Alles

bereit sey. Ehe sie sich jedoch von diesem Orte des Grausens und des Verbrechens trennten, erfüllte die Gräfin noch eine theuere Pflicht. Sie befahl, ihren unermüdlichen Begleiter, den sonst so wachsamen Hector einzugraben und weihte ihm eine gefühlvolle Thräne der Erinnerung. Sie vergaß ihn auch in der Folge nicht, sondern ließ über seinem Grabe, an der Felswand, sein Bildniß mit der Unterschrift: „Hier ruht der treue Hector," einhauen. Und obgleich ein großes Erdbeben, welches im vorigen Jahrhunderte eine große Verwüstung in jenen Gegenden anrichtete, die Bergschlucht verschüttete, so ist doch dies Denkmal der Dankbarkeit der Vernichtung entgangen. Denn vor einigen Jahren wurde es von einem Jäger unter dem darübergewachsenen Moose ziemlich wohlerhalten wieder aufgefunden.

Auf dem Rückzuge, welcher jetzt unverzüglich angetreten wurde, erfuhr Franz von der Gräfin, daß der König Margarethen von Willy liebe, daß diese Neigung sie nicht nur von der Strafe für ihr Vergehen geschützt, sondern auch ihrem Oheim den Marschallstab verschafft habe und daß sie von der Königin Mutter unter ihren Ehrendamen aufgenommen

worden sey. Er hielt sie nun erst für sich verloren, und versank in tiefe Schwermuth und gränzenlose Trauer.

Nach einigen Tagen langte der Admiral mit seinen Anhängern und Gefangenen glücklich in dem Lager des Prinzen von Bearn wieder an und wurde von allen seinen Freunden mit namenlosem Jubel empfangen.

Zehntes Kapitel.

O es ist schön, von einem Helden sich geliebt
Zu seh'n, — es ist noch schöner, ihn zu lieben!

Schiller.

Nachdem sich der Admiral mit der Gräfin öffentlich verlobt hatte, wünschte er ihr auch einen sicherern Aufenthaltsort anweisen zu können, als Montauban und einen bequemern, als das kriegerische Lager in Languedoc darbot. Denn waren auch viele feste Plätze dieser Provinz in der Gewalt der bourbonischen Prinzen, so befanden sich doch die Streitkräfte derselben noch in einem solch schwachen Zustande, daß, würde der königliche Statthalter daselbst ernstliche Kriegsoperationen unternehmen, sie sich in die höhern Gebirge hätten zurückziehen müssen. Dieser Statthalter — der Marschall von

Damville, Sohn des Konnetable von Montmorency und mit dem Admiral verwandt — haßte die Guisen und fand sich beleidigt, daß der König ihm die Würde seines Vaters nicht wieder verliehen hatte. Dies bestimmte ihn, sich der reformirten Parthey insgeheim zu nähern und ihnen manchen Vorschub zu leisten. Er setzte ihren Unternehmungen keine Schwierigkeiten entgegen und sah ruhig zu, wie sie eine Stadt nach der andern in Languedoc und Gascogne einnahmen und besetzten. Ja, er hegte sogar die stolze Hoffnung, im Fall der Admiral sterben sollte, seine Stelle als Führer des ganzen Heeres, einzunehmen.

Der Admiral, welcher diese sich durchkreuzenden Interessen mit einem Blicke übersah und den schwankenden Entschlüssen Damville's nicht recht traute, beschloß die Gräfin mit einer starken Bedeckung, unter de la Noue's Anführung zur Königin von Navarra zu fördern, um sie den Widerwärtigkeiten des Gebirgskrieges zu entheben. Auch wünschte er seinen Freund de la Noue als Vertheidiger la Rochelle's zu wissen, damit diese wichtige Festung unter dem Schirme eines tapfern und zuverlässigen Mannes sich befände.

Als er seiner Braut diesen Plan mitgetheilt und nach einigem Widerstreben ihre Einwilligung erlangt hatte, ließ er seinen Sohn Franz und Teligny zu sich rufen und redete sie mit folgenden Worten an:

„De la Noue wird meine Braut nach la Rochelle geleiten und ich wünschte, Ihr schlösset Euch dem Zuge an. Ihr Teligny seyd mir werth und theuer geworden durch Eure erprobte Treue und durch Euren unermüdlichen Diensteifer. Ich habe Euch Hoffnung auf die Hand meiner Tochter eingeflößt, ich wiederhole es nochmals, gelingt es Euch Louisens Liebe zu gewinnen, so ist sie die Eure. Ihr habt jetzt Gelegenheit, persönlich Euer Glück bei ihr zu versuchen. Und Du, mein Sohn," fuhr er zu Franz sich wendend fort, „mußt Dich aus Deiner unmännlichen Trauer erheben und Dich bemühen, Herr dieser Krafttödtenden Schwermuth zu werden. Vergiß ein Mädchen, das Deiner nicht würdig zu seyn scheint. Bekämpfe den zerstörenden Schmerz und vertraure Dein junges hoffnungsvolles Leben nicht einer undankbaren Spröden wegen. Auch Dich sende ich deshalb nach Rochelle, um Dir am Hofe der Königin von Navarra Zerstreuung

zu verschaffen. Du findest unter ihren Damen manche liebenswürdige Schönheit, zum Beispiel die von ihr erzogene Maria von Cleve. Möchte es doch dieser holden Jungfrau gelingen, Dich von Deiner schwärmerischen Krankheit zu heilen; mir sollte sie eine willkommene Tochter seyn. Glaube mir, mein Sohn, eine neue Liebe tröstet am schnellsten ein kummererfülltes Herz, und eine tugendhafte Gemahlin knüpft ihn mit tausend schönen Fäden an's Leben, sie flößt ihm Achtung und Liebe ein, wenn auch seine Phantasie früher für ein anderes Wesen glühte. Und dieses Band ist schöner und beglückender, als alle Empfindelei der Jugend."

„Mein theuerster Vater," entgegnete Franz mit kalter Ruhe, „ich bin vernünftig genug, die Wahrheit Eurer Gründe einzusehen und versichere Euch offen, daß ich Eurem Rathe folgen will. Aber erst laßt mich meinen Schmerz als Jüngling fühlen, dann wird es mir vielleicht möglich werden, ihn als Mann zu beherrschen. Ihr schaut schon káltern Blutes ins Leben, als ich, und seht deshalb auch alle Verhältnisse in einem andern Lichte glänzen. Doch werdet Ihr Euch aus

Euern Jünglingsjahren erinnern, daß die Herrschaft des Herzens mächtiger ist, als Vernunft und Willen. Es ist in der Liebe sehr leicht zu rathen, aber äußerst schwer zu handeln, sobald vom Vergessen die Rede ist. Uebrigens gestehe ich es freimüthig, es wäre ein Glück für mich, wenn ich Eure Wünsche befriedigen könnte, denn ich fühle es, dieser nagende Wurm zerstört die Wurzeln meiner Lebenskraft. Allein auf ewig mich mit einem Wesen zu verbinden, welches ich nicht liebe und das ich mit mir unglücklich machen würde, das kann und will ich nicht und dies werdet Ihr auch nicht von mir begehren, denn" —

„Rede nicht aus, mein Sohn," fiel ihm der Admiral ins Wort, „ich war bis jetzt mit Deinen Handlungen zufrieden, drum zweifle ich nicht, sie werden auch ferner Deiner würdig seyn. Deinem Kopfe, wie Deinem Herzen darf ich vertrauen und Dich getrost Deinem Schicksale überlassen. Und nun gute Nacht, mein theurer Sohn!" Er umarmte ihn mit väterlicher Rührung bei diesen Worten und wandte sich dann zu seinen in der Ferne stehenden Freunden, indem er ihnen zurief: „Gute Nacht, meine Lieben, bereitet Euch vor

zur Reise, denn der erste Strahl der neuaufgehenden Sonne muß Euch schon auf dem Wege nach la Rochelle finden.

Nachdem am andern Morgen die Gräfin, Franz, de la Noue und Teligny dem Admiral ein herzliches Lebewohl gesagt hatten, traten sie ihre Reise frohen Muthes mit den übrigen Begleitern an. Da die Gegend, durch die sie zogen, größtentheils von Reformirten bewohnt und von den Kriegern des Admirals häufig durchstreift wurden, so langten sie auf Umwegen, ohne Hindernisse, am sechsten Tage ihrer Wanderung, glücklich in der Nähe von Rochefort an. Allein hier befanden sie sich auf dem gefährlichsten Punkte der ganzen Reise, denn diese Landschaft war von königlichen Truppen angefüllt. Deshalb verfolgten sie auch unablässig ihren Weg, obgleich die Sonne schon zur Ruhe ging, um wo möglich mit dem Aufgang derselben la Rochelle zu erreichen. Mit dem Einbruch der Dämmerung betraten sie den Saum eines großen Waldes, welcher von einer sanften Hügelreihe durchschnitten wird und der sie noch von ihrem schützenden Asyle trennte. Munter förderten sie auf wenig betretenen Pfaden ihre Schritte, bis daß sie tief

in der Nacht in der Mitte des Gehölzes vor einem einsam gelegenen Wirthshause anlangten. Hier wurde Halt gemacht, um einer kurzen Ruhe zu genießen.

Still und vorsichtig waren sie vorwärts gedrungen. Sie hatten, als sie in die Nähe dieses Ortes kamen, Geräusch, wie von vielen Menschen vernommen und nun schien hier Alles im tiefsten Schlafe versunken zu seyn. Verdacht schöpfend, pochte Teligny, der dieß Geschäft übernahm, den Wirth heraus, um wo möglich eine Erklärung über diese auffallende Wahrnehmung zu erlangen.

Nach einer ziemlich langen Pause öffnete sich endlich ein Fenster, und ein runder, wohlgenährter Kopf kam zum Vorschein, der mit barscher Stimme fragte: „Nun, zum Teufel! wer macht denn mitten in der Nacht solchen Lärm und stört mich in meiner Ruhe? Zieht Eures Weges fort, hier wird jetzt Niemanden geöffnet!“

„Du Schurke,“ rief Teligny zornig dem Wirthe zu, welcher schon das Fenster zuwerfen wollte, „laß uns in dein elendes

Haus ein, oder wir zünden es an allen vier Ecken an!“

„Nur gemach, mein junger Brausekopf,“ erwiederte jetzt eine Stimme, die Teligny nicht zum ersten Male zu hören glaubte; bezähmt Eure Hitze und zieht geduldig weiter, sonst könnte Euch Euer Uebermuth theuer zu stehen kommen!“

„Seyd Ihr es, Herr Astrolog?“ antwortete der herbeigekommene de la Noue. „Was führt denn Euch hier in das Dunkel dieses Waldes? Doch in Eurer Nähe lauern Tücke und Verrath, auch thut Ihr keinen zwecklosen Schritt im Leben. Wahrscheinlich wollt Ihr irgend ein Bubenstück erst ausführen, oder habt es schon vollbracht, in beiden Fällen ist es gut, Euch die verbrecherischen Hände zu binden. Ergebt Euch also ohne Widerrede.“

„Wollt Ihr gescheid seyn, so macht, daß Ihr fortkommt, sonst könnte es Euch übel bekommen,“ entgegnete eine andere Stimme, in welcher de la Noue seinen frühern Kerkermeister Maurevel erkannte.

„Ha! treffen wir Dich hier alter Murrkopf!“ rief Franz zornig. „Jetzt kannst Du den Lohn für Deine gegen uns bewiesene menschenfeindliche Gefühllosigkeit und Härte empfangen.“

„Bruder, rette uns aus der Gewalt dieser Bösewichter!“ ertönte in diesem Augenblicke in dem innern des Gebäudes eine ihm bekannte Stimme.

„Auf!“ donnerte Teligny, „das ist Louise, Deine Schwester. Auf, stürmt! brecht ein! schlagt nieder! Frei muß sie seyn, und wenn tausend Teufel sie bewachten!“

„Zurück!“ schrie Maurevel, oder unsere Gefangene ist auf der Stelle des Todes. Plötzlich wurde ein anderes Fenster aufgerissen und eine majestätische Gestalt trat hervor und sprach mit Würde: „Im Namen meines Sohnes, Eures Oberhauptes, befehle ich Euch, dieß Haus zu stürmen und uns todt oder lebend den Händen dieser Bösewichter zu entreissen. Besser ist es im Grabe, als in der Macht der Feinde mich zu befinden.!“

„Ha!“ auch die Königin gefangen?“ rief de la Noue überrascht. „Auf, meine Freunde! Sie muß gerettet werden, und sollten wir mit unserm Leben ihre Freiheit erkaufen!“

Die Königin von Navarra und Louise von Chatillon befanden sich wirklich in der Gewalt der Königlichen, die ihre Entführung auf folgende Weise möglich gemacht hatten:

Kosmus Ruggieri, aufgebracht darüber, daß de la Noue und Franz glücklich aus ihrem Kerker entkommen waren, die er doch so gerne seiner Kunst zum Opfer gebracht hätte, sann auf Rache gegen die Reformirten. In seinem grübelnden Gehirne reifte ein Anschlag, der sich auf jene Flucht gründete, und zu dessen Ausführung er den alten Kastellan Maurevel gebrauchte. Durch Verheißungen und Drohungen machte er denselben geneigt, seinem Plane gemäß zu handeln.

Maurevel begab sich in einem erbärmlichen Zustande nach la Rochelle, stellte sich der Königin von Navarra vor, bat sie um Schutz

gegen seine Verfolger und bot ihr seine Dienste an. Er erzählte ihr, daß nur durch seine Mitwirkung den Gefangenen es möglich geworden sey, von Chateau Cossé zu entfliehen und daß man seine Theilnahme entdeckt, und mit dem Tode habe bestrafen wollen. Durch einen glücklichen Umstand und durch Unterstützung seiner Mitschuldigen, der Margaretha von Ailly, sey es ihm gelungen, aus seiner engen Haft zu entspringen. Dieses Mährchen fand um so eher Glauben, weil die Königin von Navarra schon von jener Flucht genau in Kenntniß gesetzt worden war. Sie nahm ihn gnädig auf, und um ihn zu beschäftigen, machte sie ihn zum Aufseher über einige in der Nähe der Stadt liegende Weinberge.

Das königliche Heer belagerte fortwährend St. Jean d'Angely, ohne den tapfern de Piles, welcher neue Verstärkung bekommen hatte, zur Uebergabe des Ortes zwingen zu können. Diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß die ganze Gegend um la Rochelle von Feinden frei blieb und die Festung noch nicht gesperrt wurde. Ungehindert konnte also Maurevel aus- und eingehen und seinen Anschlag zur Reife bringen. Bald fand er in der Stadt

selbst ein brauchbares Werkzeug seiner verbrecherischen Pläne.

Ein junger Deutscher, Namens Besme, im Dienste der Königin von Navarra stehend, hatte sich mit der heftigsten Leidenschaft in Louisen von Chatillon verliebt und ihr seine Neigung gestanden, war aber von ihr ernstlich zurückgewiesen worden. Seine kleinliche Seele erfüllte seit jener Zeit ein glühender Durst nach Rache.

Schurken erkennen sich unter allen Verhältnissen leicht, und so hatte auch Maurevel bald seinen Mann sich aufgefunden. Besme reichte ihm mit Freuden seine helfende Hand, denn er hoffte bei dem verrätherischen Unternehmen seine Rache und seine Leidenschaft zu befriedigen.

Die Weinerndte rückte näher. Die Städter pflegten den Anfang derselben gewöhnlich mit allerlei Lustbarkeiten zu feiern, an welchen dann auch die höhern Stände Theil nahmen. Auf diesen Tag wurde von ihnen die Ausführung des Verbrechens verschoben und die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen.

In der Regel strömten in dieser Jahreszeit Landleute von allen Seiten herbei, um sich den Herrschaften als Winzer zu verdingen und sich einen guten Tagelohn zu verdienen. Dieß benutzte Maurevel dazu, viele als Bauern verkleidete königliche Soldaten in Dienst zu nehmen, sie auf einem Weinberge anzustellen, welcher in der Nähe eines Waldes lag und der eine der schönsten Aussichten gewährte. In der Nacht vor dem Feste wurden ihre Waffen herbeigeschafft und unter den Reben sorgfältig verborgen, um jeden Augenblick von ihnen Gebrauch machen zu können.

Es war ein schöner heiterer Herbsttag, als die Weinerndte begann. Auch die Königin von Navarra begab sich, der Sitte gemäß, in's Freie, um Zeuge von der Fröhlichkeit des Volkes zu seyn. Besme hatte vorzüglich in der letzten Zeit sich mit der feinsten Schmeichelei und der ausstudirtesten Verstellungskunst in das Vertrauen der Königin einzuschleichen gewußt und ihre Gunst in einem hohen Grade erlangt. Mit den reizendsten Farben malte er ihr die entzückende Aussicht auf jenem Weinberge, wo die verkleideten Soldaten sich befanden. Die Königin, nichts Böses ahnend, weil

der Schauplatz des Krieges ziemlich weit entfernt war, und ihr zahlreiches Gefolge sie vor jedem plötzlichen Ueberfalle schützen konnte, folgte arglos ihrem verrätherischen Führer in die ausgespannten Netze.

Im nahen Walde harrte, der Verabredung gemäß, Ruggieri mit einer Schaar Bewaffneten, um den Preis dieser Schandthat selbst zu verdienen. Besme wußte seine hohe Gönnerin von den Reizen der sie umgebenden Natur so interessant zu unterhalten, daß sie nicht genau darauf achtete, was um sie her vorging. Maurevel benutzte diesen Zeitpunkt geschickt und schob seine Winzer zwischen die Königin und ihr Gefolge unbemerkt ein. Plötzlich gab er das verabredete Zeichen, die Winzer fielen mit ihren Waffen über das Gefolge her und trieben es zur Stadt zurück. In demselben Augenblicke brach auch Ruggieri mit seiner Schaar aus dem Versteck hervor, bemächtigte sich der Königin und Louisen von Chatillon, schleppte sie trotz ihres Widerstrebens in den nahen Wald, warf sich mit ihnen auf die dort bereitstehenden Pferde, und floh auf Seitenwegen eiligst mit seiner Beute davon. Vor etwa einer halben Stunde waren die Entführer ganz er-

schöpft bei diesem Wirthshause angelangt. Kaum hatten sie die ermüdeten Rosse auf einen nicht weit enfernten Wiesenrain geführt, damit die ermatteten Thiere in dem üppigen Grase neue Kräfte sammeln möchten, so wurden sie das Herannahen von Bewaffneten gewahr. Zur Flucht gebrach es nicht nur an Zeit, sondern die Pferde waren auch viel zu geschwächt, als daß ihre Schnelligkeit sie hätte retten können. In dieser Verlegenheit warf sich Besme auf einen der besten Renner und jagte nach dem seitwärts liegenden Flecken Sargeres um den dort stehenden Vorposten des königlichen Heeres, zu ihrer Verstärkung herbeizuholen.

Das Wirthshaus, ein freistehendes, massives, zwei Stock hohes Gebäude, wurde von den Zurückgebliebenen schnell in einen leicht zu vertheidigenden Zustand gesetzt. Thüren und Fenster verwahrte man so gut wie möglich und harrte dann in tiefster Stille, ob die Herannahenden Feindseligkeiten beabsichtigen würden, oder nicht.

De la Noue unternahm mehrere Stürme mit der heldenmüthigsten Tapferkeit und gros-

sen Aufopferungen, aber die Angegriffenen schlugen ihn jedesmal mit wüthender Verzweiflung zurück.

Schon hatte der hartnäckige Kampf über eine Stunde gedauert und Todte und Verwundete an beiden Seiten angehäuft; schon bluteten, von Streifschüssen verletzt, de la Noue, Franz und Teligny aus mehreren Wunden; schon schwand ihnen die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg, als mit einem Schlage die Scene ein anderes Ansehen gewann.

Sobald nämlich die schreckende Nachricht nach la Rochelle kam, die Königin von Navarra sey verrätherisch überfallen und entführt worden, hatten sich in größter Eile einige Regimenter Reiter auf ihre Pferde geworfen. In mehrere Haufen vertheilt, schlugen sie verschiedene Wege ein, um wo möglich diese hochherzige Dame aus der Gewalt der Feinde wieder zu befreien. Ein starker Trupp derselben hörte schiessen, der Spur folgend, kamen sie jetzt herangesprengt und fanden zu ihrer größten Freude ihre Freunde schon für sie thätig.

Dieser Uebermacht konnten die von allen Seiten Angegriffenen nicht lange widerstehen.

Das Haus wurde erstürmt und Alle, die nicht durch das Schwert fielen, zu Gefangenen gemacht.

Teligny dringt, mit seinem Freunde Franz kämpfend in den obern Theil des Gebäudes, es gelingt ihm sich mit den Waffen einen Weg zu dem Gemache der Frauen zu bahnen, er stürzt in demselben Augenblicke hinein, als eben der teuflische Maurevel seinen Dolch nach Louisens Brust zückte — ein rascher tiefer Hieb in den aufgehobenen Arm des Bösewichts entwaffnet denselben und fluchend fällt er unter den nachfolgenden Streichen zur Erde nieder.

Louise sinkt halb ohnmächtig ihrem Retter in die Arme. Teligny überglücklich, die Geliebte zu umfangen, drückt entzückt den ersten Kuß auf den lieblichen Rosenmund und weckt sie wonnetrunken zum neuen schönen Leben. Der Bund der Herzen war geschlossen auf ewig.

Franz trat lächelnd hinzu und segnete im Namen seines Vaters das liebende Paar. Louisen kehrte jetzt die kältere Besinnung zurück, verschämt und schüchtern wollte sie sich zurückziehen; doch als Franz ihr den Willen

ihres Vaters verkündigte, reichte sie ihrem, in Seligkeit schwelgenden Retter die beglückende Hand und sank mit zärtlicher Wonne in die Arme ihres Geliebten.

Mit dem ersten Schimmer der Morgenröthe brachen die Geretteten nach la Rochelle auf. Schon auf der Hälfte des Weges kam ihnen die ganze Bürgerschaft entgegen und führte die angebetete Königin unter allgemeinem Jubel im größten Triumphe in ihre Stadt zurück.

Historischer Schluß.

— Endlich legt sich jedes Sturmes Wuth,
Tag wird es auf die dickeste Nacht, und kommt
Die Zeit, so reifen auch die spät'sten Früchte!

Schiller.

Der König hatte die kostbare Zeit mit der Belagerung von St. Jean d'Angely verloren, die der tapfere de Piles fast zwei Monate lang gegen ein großes siegreiches Heer heldenmüthig vertheidigte. Als ihn endlich die äußerste Noth zwang, die Festung unter ehrenvollen Bedingungen zu übergeben, war der Winter hereingebrochen und der diesjährige Feldzug beendet.

Eine Unpäßlichkeit des Herzogs von Anjou und der große Geldmangel lähmte alle fernern Unternehmungen des Königs und zwangen ihn den größten Theil des Heeres zu verabschieden. Der ganze Gewinn des bei Moncontour erfochtenen Sieges bestand also in einigen eroberten Städten, der, wenn er nach dem Rathe des Marschall Tavannes benutzt worden wäre, wahrscheinlich dem verderblichen Bürgerkriege ein schnelles Ende gemacht haben würde.

Der König begab sich hierauf mit seiner Mutter und seinem Hofstaate, unter dem sich auch Margaretha von Ailly befand, nach Angers und lebte nur dem Vergnügen.

De la Noue vertheidigte la Rochelle nicht nur tapfer gegen die ausgesandte königliche Flotte, sondern machte auch eine Galeere derselben und mehrere feindliche Kauffarthey-Schiffe zu Prisen. Ein Theil des Gewinnstes floß in die Kriegskasse des Admirals. Auch der Cardinal von Chatillon war in England thätig und sandte von daher Geld, Waffen und Truppen. Neue Werbungen in Languedoc und Dauphiné verstärkten das bourbonische Heer täglich. Dann schlug sich auch der Graf von Montgommery, welcher in Bearn siegreich gefochten hatte, mit seiner ansehnlichen Macht zum Prinzen.

Hiedurch wurde der Admiral in den Stand gesetzt, ein Heer ins Feld zu führen, welches dem Königlichen die Spitze bieten konnte.

Die Prinzen stiegen von den Gebirgen Languedoc's im Frühjahr herunter und zogen der Rhone entgegen; sie bahnten sich mit siegreichen Waffen einen Uebergang über diesen Fluß und suchten den Kriegsschauplatz mitten in die katholischen Provinzen zu verlegen.

In Burgund wollte ihnen der Marschall

von Cossé, welchem das Kommando über die königlichen Truppen anvertraut worden war, den Weg nach Paris verlegen. Bei dem Städtchen Arnay-le-Dûc zwang ihn jedoch der Admiral zu einer Schlacht und erfocht einen vollkommenen Sieg über seinen weit stärkeren aber furchtsamen und bedächtigen Gegner. Indem er der Hauptstadt des Reiches näher rückte, machte er dem Hofe immerwährend Friedensvorschläge. Katharina von Medicis, in der äußersten Bedrängniß, bewilligte endlich alle Forderungen der Reformirten, die vornehmlich in der freien Uebung ihrer Religion, gleichen Rechten mit den Katholiken, Freilassung der Gefangenen, Vergebung des Geschehenen und in vier Sicherheitsplätzen bestanden. Sie wählten sich la Rochelle, la Charité, Cognac und Montauban aus, welche ihnen auf zwei Jahre eingeräumt wurden.

Als Teligny, welcher in Begleitung der Herrn von Beauvois und la Chassetiere nach Hofe gesandt worden war, um die Unterhandlungen zu leiten, von St. Germain mit dem abgeschlossenen Frieden zum Admiral zurückkehrte, umarmte ihn derselbe als seinen Sohn. Dann begleiteten sie die Prinzen nach la Rochelle, und feierten bald darauf ihre beiderseitige Vermählung.

Des geräuschvollen Lebens überdrüssig, zog sich der Admiral, nachdem die Festlichkeiten beendet waren, mit seiner schönen Gemahlin und seinen Kindern nach dem neuerbauten herrlich gelegenen Schlosse Chatillon in Hochburgund zurück. Hier lebte er in ländlicher Stille nur seinen Lieblingsbeschäftigungen, der Gärtnerkunst und der Jagd.

Franz, der sich nicht hatte überwinden können, sich Marien von Cleve liebend zu nähern, sondern der vielmehr mit wahrer Todesverachtung sich allen Gefahren des Krieges bloßgestellt hatte, nahm an den Unterhaltungen seines Vaters Theil, so viel als er vermochte. Der Admiral und Teligny suchten durch allerlei Zerstreuungen seine Schwermuth zu verscheuchen, welches ihnen auch einigermaßen gelang. Aber der zwanzigjährige Jüngling war durch diese unglückliche Liebe frühzeitig zum Manne gereift. Tief fühlte er seinen schmerzlichen Verlust und erst nach manchem schweren Kampfe und nach großer Geistesanstrengung kehrte ihm die frühere Seelenruhe zurück und machte ihn fähig zu künftigen herrlichen Thaten.

Leider gräbt sich oft unglückliche Liebe so tief in ein fühlendes Gemüth, daß eine ausserordentliche Geistes- und Charakterstärke dazu gehört, Herr des nagenden Kummers zu

werden, ohne daß Geist und Herz im Kampfe erstürben. Wie mancher hoffnungsvolle Jüngling verkummert in der Blüthe seiner Jahre, wenn dieser nagende Wurm an den Wurzeln seines Lebens zehrt; denn die innerlich tobende Gluth der Leidenschaft verkohlt die geistigen Kräfte. Und wie manche herrlichprangende Jungfrau welkt dem frühen Grabe entgegen, wenn, dem rauhen Nordwinde gleich, eine unglückliche Leidenschaft den Frieden ihres Herzens stört und die Blüthen der Jugend von ihren Wangen streift.

Aber das ewigwaltende Schicksal beherrscht weise das Leben der Menschen. Nicht jede geistige Kraft darf entwickelt ins Leben treten, weil die Welt zu klein und zu schwach wäre, so viele vollendete Seelengröße zu tragen, als Keime dazu aus des Schöpfers Hand hervorgingen. Nicht alle Blüthen dürfen zu Früchten heranreifen, weil sonst der Baum unter seinem eigenen Reichthume zusammenbrechen würde. Auch hat sich Niemand zu freuen, wenn er mit ausserordentlichen Vorzügen ausgerüstet ward, denn seiner harren um so schwerere Kämpfe.

Ende der ersten Novelle.

Zur Nachricht.

Eine zweite Novelle, welche bis zur Leipziger Michaelis-Messe im Druck erscheinen wird, enthält die fernern Schicksale des Hauses Coligny und der übrigen Hauptpersonen dieser Erzählung, so wie die auf sie einwirkenden merkwürdigen Begebenheiten des bürgerlichen Krieges in Frankreich.

Der Verfasser.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Saml. S.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klusmann, Friedrich

Das Haus Coligny historische Novelle aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts

Regensburg 1832

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.207(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090621-3